

DENKMALPFLEGE IN BADEN - WÜRTTEMBERG

NACHRICHTENBLATT DES LANDESDENKMALAMTES

16. JAHRGANG
JULI-SEPT. 1987



DENKMALPFLEGE IN BADEN-WÜRTTEMBERG · Nachrichtenblatt des Landesdenkmalamtes
Herausgeber: Landesdenkmalamt Baden-Württemberg · Mörikestraße 12 · 7000 Stuttgart 1
Verantwortlich im Sinne des Presserechts: Präsident Prof. Dr. August Gebeßler
Schriftleitung: Dr. Doris Ast · Stellvertreter: Dr. Christoph Unz · Redaktionsausschuß: Dr. H. G. Brand,
Dr. D. Lutz, Prof. Dr. W. Stopfel, Dr. J. Wilhelm
Druck: Druckhaus Robert Kohlhammer · Kohlhammerstraße 1–15 · 7022 Leinfelden-Echterdingen
Postverlagsort: 7000 Stuttgart · Erscheinungsweise: vierteljährlich · Auflage: 20 000 · Beim Nachdruck
sind Quellenangaben und die Überlassung von zwei Belegstücken an die Schriftleitung erforderlich.

Inhalt

Rainer Laun	
Farbige Innenräume – Zeugnisse spätgotischer und renaissancezeitlicher Wohnkultur aus dem Rhein-Neckar-Kreis	121
Jörg Biel	
Ein jungsteinzeitliches Erdwerk auf dem Schloßberg von Heilbronn-Klingenberg	131
Thomas Naumann, Hubert Vaculik und Peter Schubart	
Der Hof Schüßler in Walldürn-Gottersdorf	137
Hermann Günther und Norbert Bongartz	
Baugeschichtliche Vertiefungen an einem wertvollen Routinefall	142
Johannes Wilhelm	
Funde in Kulturdenkmalen – Dokumente im Bauschutt	152
Personalia	155
Mitteilungen	156
Buchbesprechungen	158

Titelbild: Ausschnitt aus einer Renaissancemalerei. Die von Rollwerkdekor gerahmte, durch eine spätere Trennwand halbierte Darstellung stammt aus dem Handschuhsheimer Hof in Ladenburg.
Zum Beitrag Rainer Laun: Farbige Innenräume – Zeugnisse spätgotischer und renaissancezeitlicher Wohnkultur im Rhein-Neckar-Kreis

Rainer Laun: Farbige Innenräume – Zeugnisse spätgotischer und renaissancezeitlicher Wohnkultur aus dem Rhein-Neckar-Kreis

Das öffentliche Interesse an Innenräumen

Die Bedeutung eines Kulturdenkmals läßt sich nicht nur an seinen der Öffentlichkeit zugewandten Fassaden messen. Insoweit ist ein Haus einem Buch vergleichbar, dessen Inhalt sich erst erschließt, wenn man es nicht bei der Betrachtung des Buchdeckels oder gar des Umschlages beläßt. Es bedarf daher eigentlich keiner Begründung für die konservatorische Hinwendung zu Innenräumen und Ausstattungsdetails, wenn man sich vergegenwärtigt, daß das Innere eines Gebäudes den Hauptanteil an historischer Substanz birgt. Erst deren qualitative Bestandsanalyse ermöglicht es, das Kulturdenkmal in seiner Gesamtheit als historische Einheit zu würdigen. Aus diesem Grund ist es unerheblich, ob das aus denkmalpflegerischen Gründen als erhaltenswert erkannte Innenausbauedetail der Öffentlichkeit zugänglich und bekannt ist oder nicht: wesentlich ist allein, ob das Gebäude durch Entfernung oder Veränderung des betreffenden Gegenstandes bzw. Bestandteiles in seiner historischen Aussage reduziert wird und in seiner Originalität an Wert einbüßt.

Maßstab für den verantwortungsvollen Umgang mit historischer Bausubstanz ist nicht nur eine behutsame und verantwortliche Planung, sondern auch die Art und Weise, wie ein Bauvorhaben durchgeführt wird. So kann es beispielsweise als exemplarische Mißachtung historischer Innenausbauedetails angesehen werden, daß tagtäglich unzählige Exemplare intakter handwerklich gearbeiteter Holztüren dazu mißbraucht werden, das Volumen von Schuttcontainern zur Aufnahme historischen „Substanzkonzentrats“ zu vergrößern. Wer sich bereits vor der Phase des Ausräumens bewußt ist, daß es sich bei dem in Frage stehenden Altputz, den Fachwerkfüllungsfeldern mit Lehm Schlag, den Bretterböden, Holzlamperien, Handstrichziegeln und Fenstern u. a. um Originalmaterial handelt, für das es vielfach keine gleichwertigen, denkmalpflegerisch angemessenen oder nur teuer zu erstehenden Ersatzprodukte gibt, würde sicherlich öfters einer möglichen Reparatur oder schonenderen Substanzbehandlung den Vorzug geben, auch wenn dies oft mit mehr Mühe verbunden sein wird als das bloße „Sich-vom-Halse-Schaffen“ oder der Gang zum nächsten Baumarkt.

Es sollte daher selbstverständlich werden, dieselbe Aufmerksamkeit und Sorgfalt, die man der Außenansicht zuteil werden läßt, auch dem Gebäudeinneren zukommen zu lassen. Ein Baudenkmal ist nicht nur Exponent einer bestimmten Baukultur oder eines Baustils, sondern dokumentiert auch zeitgebundene Wohnkultur und Dekorationskunst in exemplarischer Form. Die Öffentlichkeit hat daher ein Anrecht auf den pfleglichen Umgang mit historischen Innenräumen, die gleichsam

die „Archivkammern“ eines Hauses darstellen. Aus dieser Erkenntnis ergibt sich die immer wieder zu stellende Forderung, Substanzverluste auf das zur Schadensbehebung unvermeidliche Maß zu reduzieren.

Wie berechtigt ein derartiger, im Einzelfall zu differenzierender Anspruch ist, zeigen die täglichen Entdeckungen, von denen die unten gezeigten Beispiele nur eine kleine Auswahl darstellen. Exemplarisch vermochte beispielsweise die Ausstellung „Farbige Architektur“ zu verdeutlichen (vgl. Lit. Nr. 1), welche bemerkenswerte Vielzahl an Innenraumfassungen erhalten ist, die ohne die erforderliche Aufmerksamkeit unentdeckt geblieben oder oft auch zerstört worden wären. Tagungen, wie sie vom Landesdenkmalamt Baden-Württemberg 1980 in Ludwigsburg („Historische Innenräume“, Lit. Nr. 2) und vom Deutschen Nationalkomitee für Denkmalschutz 1986 in Stuttgart („Das Baudenkmal und seine Ausstattung“, Lit. Nr. 3) veranstaltet wurden, hatten das Ziel, über historische Räume und die damit verbundenen Probleme zu informieren, da nach wie vor ein Informations- und Verständnisdefizit feststellbar ist, wie auch das vom Bundesdenkmalamt in Österreich 1985 in Mauerbach abgehaltene Seminar „Historische Innenräume – Untersuchung und Befund“ verdeutlichte.

Historische Wohnkultur

Innenraumfassungen dokumentieren als Bestandteil der Ausstattung einen Teilaspekt historischer Wohnkultur. Ist von Wohnkultur die Rede, denken die meisten allerdings an prächtige Zimmereinrichtungen, wie sie – entweder komplett transloziert oder kunstvoll arrangiert – meist in Museen zu sehen sind (Lit. Nr. 4). Zur Wohnkultur zählen aber neben den üblicherweise gezeigten Gegenständen der Einrichtung (Schrank, Bett usw.) auch Ausstattungs- bzw. Innenausbauedetails wie etwa Schreinereinbauten (Treppen, Wand- und Dekentäfelungen, Türen), Fußbodenbeläge (aus Holz, Stein, Keramik), Öfen, Teppiche, Tapeten, Vorhänge, Wandschmuck und plastische Elemente, wie z. B. Stuck. Immer dienten dabei die Farbe bzw. die sonstige Oberflächenbehandlung dazu, das jeweilige Ensemble im Sinne des herrschenden Dekorationsstiles zu akzentuieren und die Einzelheiten in ein zeit- und standesgemäßes Ambiente einzubinden: sei es nun, daß eine Türe marmoriert oder intarsiert wurde, die Fensterbeschläge versilbert waren, der Fußboden bunt glasiert war, oder daß auch nur die Wände weiß gekalkt wurden und die Hölzer naturbelassen blieben.

Eine Vorstellung von historischen Interieurs aus verschiedenen Zeiten geben zahlreiche gemalte, gezeichnete und sonstige grafische Darstellungen (Lit. Nr. 5). Auch bieten beispielsweise Puppenstuben als modell-



1 LADENBURG, Schulgasse 13. Ausschnitt (ca. 60 cm hoch, 50 cm breit) aus dem in fragmentarischem Zustand aufgefundenen spätgotischen Wandfresko mit der Darstellung verschlungener und sich durchdringender Ranken- und Blütenmotive.

haftes Abbild der Wirklichkeit gutes Anschauungsmaterial (Lit. Nr. 6).

Die Innenraumfassung als wesentlicher Bestandteil des Denkmals

So wie in den Jahresringen Wachstum und Alter der Bäume in entschlüsselbarer Form gespeichert sind, enthält die Abfolge übereinanderliegender Raumfassungen die Information über die historischen Wohnvorstellungen bzw. Nutzungsbedingungen. Wandfassungen bringen ein Haus „zum Sprechen“ und füllen es mit Leben, da erst durch sie der Rohbau zum wohnlichen Raum wird. Durch seine Innenraumfassungen gewinnt ein Denkmal die Qualitäten eines historischen Schauplatzes, an dem sich vergangene Lebensumstände nachvollziehen lassen, oder zumindest Spurensicherung betrieben werden kann. Es bedarf keiner besonderen Phantasie, sich vorzustellen, daß vorschnelle, unüberlegte und undifferenzierte Eingriffe in einen derart empfindlichen „Organismus“ niemals ohne Folgen sein werden. Dies gilt mit graduellen Abstufungen für das Bauernhaus genauso wie für eine Kirche und ein Schloß. Erschwerend wirkt sich aus, daß man in den meisten Fällen einer Wand oder Decke nicht ansieht, welche „Geheimnisse“ sie verbergen, da viele Renovierungsschichten von Putz und Farben übereinanderliegen. (Dasselbe gilt selbstverständlich auch für andere Fassungsträger.)

Es gibt freilich Möglichkeiten, anhand der geschichtlichen Überlieferung vorab gewisse Aussagen zu machen oder eine Einschätzung des Objektes vorzunehmen, indem man etwa Informationen zur Bau- und Umbaugeschichte, zur Funktion des Hauses, zu seinem Erbauer und seinen Bewohnern auswertet. Fehlen Archivalien, wie dies in der Mehrzahl anonymer Architektur der Fall sein wird, so läßt sich allerdings vielfach auch



2 LADENBURG, Schulgasse 13. Ausschnitt aus der um 1500 entstandenen Wandmalerei, auf dem das ca. 8 cm große Detail eines menschlichen Fußes zwischen Ranken erkennbar ist.

schon bei genauerer Betrachtung des gesamten Habitus eines Hauses, seiner Größe und der Lage seiner Räume und ihres Erscheinungsbildes eingrenzen, wo besonders aussagefähige Innenraumbefunde erwartet werden können. Besonderheiten der Raumgestaltung (durch Nischen, Fenster oder Fenstergruppen), Erker und die Art und Weise der Erschließung und Zuordnung ermöglichen weitere Aufschlüsse zur Funktion und Interpretation der ehemaligen Nutzung.

Die „Suche“ nach farbigen Fassungsresten an Wand und Decke darf allerdings nicht dazu verleiten, von vornherein Schichten mit Bemalung solchen mit einfarbigen Farbflächen oder schlichten Tünchen zu opfern, was genauso als eindimensionales „Restaurierungskonzept“ verurteilt werden müßte, wie die ausschließliche Fixierung auf den Erstzustand. Um in die Stratigraphie (Schichtenaufbau) aus Kalkanstrichen, Putzlagen, Tapeten u. a. Licht zu bringen und die Dekorationssysteme zu klären und zu dokumentieren, wird man im Einzelfall abwägen, ob nicht ein Restaurator einzuschalten ist, denn die einzelnen Fassungshorizonte geben nicht nur Aufschluß über den Wechsel von Modeströmungen (Verschiedenfarbigkeit), die Abfolge der Erneuerungsphasen (Verschmutzungsgrad), die Nutzung bzw. geänderte Nutzung eines Raumes (Aufwendigkeit, Schlichtheit) und Umbaumaßnahmen (Erneuerung), sondern ermöglichen auch Rückschlüsse auf ihre Datierung (Malmaterial, Farbpigmente, Schichtenebene usw.).

Sieht man einmal von Tapeten ab, so sind neben montierten oder verbauten Holzteilen vor allem Putzflächen die wichtigsten Farbträger, die in unseren Häusern in situ verblieben sind und damit eine Vorstellung von historischen farbigen Innenraumzuständen zu geben vermögen. Putzflächen und Anstrichschichten sind allerdings besonders gefährdet, da es oftmals zur Schadensfeststellung und -behebung erforderlich erscheint, das

3 ORNAMENT-
STICH des Israhel
van Meckenem mit
Liebespaar und klei-
nen Figurendarstel-
lungen in der Art der
„Wilden Männer und
Frauen“ in üppigem
Laubwerk. Entstan-
den um 1500, also et-
wa zeitgleich mit der
Malerei in Abb. 1 und
Abb. 2.



4 BAD WIMP-
FEN, sog. Steinhaus.
Ausschnitt aus dem
nahezu wandhohen
Fresko mit der Dar-
stellung keulen-
schwingender behaar-
ter sog. Wilder Män-
ner zwischen Ast- und
Laubwerk (um 1500).

Gebäude weitgehend zu skelettieren, wodurch die in Generationen entstandenen Informationen getilgt werden, die in den Raumfassungen gespeichert sind. Je radikaler man dabei dem „Opfer die Haut abzieht“, um so mehr wird das Haus auf seinen Rohbauzustand zurückgeführt werden. Das hat zur Folge, daß sein Lebensalter wieder im „Jahr Null“ beginnt, ungeachtet seines tatsächlichen (vielleicht hohen) Baualters. Derartige, auf die konstruktiven Glieder eines Hauses bzw.



sein äußerliches Erscheinungsbild gerichtetes Vorgehen ist eindimensional und führt im schlimmsten Fall dazu, daß ein so saniertes Gebäude eine auf seine stadtbildprägende Fassade reduzierte historische Ruine wird, die nur noch Zeugnis abzulegen vermag von der Paradoxie neuzeitlicher Altbauvorstellungen.

Leben mit dem Denkmalinnenleben

Niemand wird der berechtigte Wunsch nach zeitgemäßem „Leben im Denkmal“ (Titel einer vom Regierungspräsidium Karlsruhe herausgegebenen Informationsbroschüre) streitig gemacht werden können, wenn die neuzeitlichen Nutzungsanforderungen und sanierungstechnischen Lösungen den historischen Dimensionen und Ansprüchen des Denkmals gerecht werden. Das bedeutet allerdings in aller Regel: sich Einlassen auf die vorgefundene Substanz und Arbeiten im Sinne historischer Bautraditionen. Außerdem gehört der schonende Umgang mit den kulturgeschichtlichen Zeugnissen historischen Wohnens dazu. Je eher man bereit ist, die Integrität eines Hauses anzuerkennen, und je mehr man sich der Verantwortung für seine Individualität bewußt ist, desto selbstverständlicher vermag man die Erlebniswelt dieses historischen Lebensraums für sich in positiver Weise auszuschöpfen.

Leben im Denkmal heißt demnach vor allem auch Leben mit dem Denkmal und all dem, was das Denkmal auszeichnet, seine historische Qualität bestimmt. Damit ist man einem Stück verantwortungsbewußter, historisch eingebundener Zukunftsorientierung näher als jene, die meinen, das verantwortliche Beharren auf Substanzerhaltung mit dem Vorwurf musealer Bewahrung abqualifizieren zu können, und glauben, man verweigere den Anschluß an die Errungenschaften der heutigen Zeit.

Es soll nicht verschwiegen werden, daß es die Denkmalpflege immer noch schwer hat, ihre diesbezüglichen Anliegen oft auch nur annähernd angemessen durchzusetzen, was vielleicht mitunter daran liegen mag, daß



5 SINSHEIM-HOFFENHEIM,
Kirchstr. 14. Rankenmotive auf der bunt-
bemalten (mit Lehmwickel ausgefachten)
Holzbalkendecke.

6 SINSHEIM-HOFFENHEIM,
Kirchstr. 14. Bruchstück aus der Holzbal-
kendecke mit Blütenmotiv (Durchmesser
ca. 25 cm). ▷

sie das erforderliche Interesse hierfür nicht zu wecken vermag. Die geschätzten Verlustraten an historischer Substanz bei normalen Sanierungen müssen jedoch zu denken geben, denn die Entfernung von 60 bis 100% der Lehmausfachungen (bei Fachwerkhäusern) und von 80 bis 100% der historischen Farbfassungen bzw. Putzflächen hat zur Folge, daß wenig mehr als die Kernsubstanz übrigbleibt (Lit. Nr. 7). Man muß sich dies vergegenwärtigen, um über der Betrachtung der nachfolgenden Beispiele nicht die vielseitigen Zerstörungsmöglichkeiten und -aktivitäten zu vergessen, denen nicht nur durch Aufklärung und ein optimales Maß an Betreuungsintensität seitens des Denkmalamtes gegengesteuert werden muß, sondern auch vor allem durch die Aufmerksamkeit und Verantwortung aller an einem Bauvorhaben Beteiligten.

Beispiele

In der Regel wird man in einem Haus keine Malschichten erwarten, die früher als sein Baualter datieren. Gerade dies ist aber bei unserem ersten Beispiel aus Ladenburg der Fall. 1982 kamen beim Umbau des schlichten barockzeitlichen Gebäudes Schulgasse 13 an der Innenseite einer Außenwand unter mehr als 50 Anstrichschichten spätgotische Malerieste zutage (Abb. 1). Wie sich herausstellte, handelte es sich bei der fraglichen Mauer um ein Bauteil des seit dem 15. Jahrhundert nachweisbaren, zwischenzeitlich jedoch abgegangenen Botzheimer (Adels-)Hofes, dessen bauliche Überreste in die kleinteilig parzellierte Nachfolgebebauung einbezogen wurden. Der Malereifund ist nicht nur wegen seines Alters und dieser außergewöhnlichen baugeschichtlichen Konstellation bemerkenswert, sondern vor allem auch wegen der dargestellten Thematik: es handelt sich um die Fragmente einer wandhohen großformatigen Rankenmalerei, deren schwarzkonturierte Blätter, Stengel und Blüten verschiedenfarbig naturalistisch grün, braun und rot ausgemalt waren.

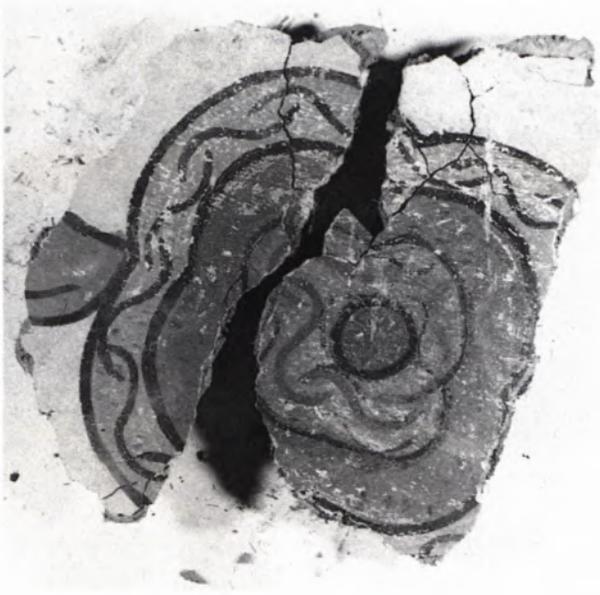
Als Besonderheit ist hervorzuheben, daß in dem Rankengewirr zufällig noch die Darstellung eines menschlichen Fußes deutlich erkennbar war (Abb. 2). Dies läßt darauf schließen, daß wir es hier mit einer von jenen in der Spätgotik um 1500 so beliebten Darstellungen zu tun haben, wie sie beispielsweise von dem Vorlagenste-

cher Meister E. S. oder von Israhel van Meckenem in verschiedenen Themenvarianten überliefert sind. Ähnlich wie es auf dem abgebildeten Stich mit dem Liebespaar (Abb. 3) zu sehen ist, waren in dem Ladenburger Fresko sogenannte „Wilde Männer“ (Frauen) in üppigem Rankengeflecht kletternd dargestellt. Derartige Phantasiegestalten galten als Wesen mythologischen Ursprungs und verkörperten sowohl das ungezügelte wie das freie, glückliche Leben, das im Einklang mit der Natur steht.

Daß derartigen Raumdekorationen in Kreisen der gesellschaftlichen Oberschicht damals eine nicht geringe Rolle zukam, belegt u. a. das thematisch vergleichbare, ebenfalls um 1500 entstandene, besser erhaltene (restaurierte) Fresko im sogenannten Steinhaus in Bad Wimpfen, dem heutigen Heimatmuseum (Abb. 4). Auf dieses hat bereits der in Ladenburg zugezogene Restaurator M. A. Kleinert hingewiesen. Leider gelang es nicht, unseren Fund in einer seiner Bedeutung ähnlich angemessenen Weise noch nachträglich so in das Umbaukonzept einzubinden, wie es wünschenswert gewesen wäre.

In den zurückliegenden Jahrhunderten war es in der Regel üblich, Anstrich auf Anstrich zu schichten, ohne vorhergehende Lagen anzutasten; wurde umgebaut oder mußten Ausbesserungen vorgenommen werden, so blieben Eingriffe meist auf relativ kleine Bereiche lokalisiert. Zunehmende Nutzungsverdichtung und die laufend verbesserten Möglichkeiten zu heizen hatten allerdings zur Folge, daß die Renovierungsintervalle kürzer wurden, und die Schichtdicke der Kalkanstriche entsprechend anwuchs, was sich besonders gut an stukierten Teilen ablesen läßt, deren Konturen sich auflösten bzw. verschliffen wurden.

Es gibt jedoch Beispiele von Raumfassungen, die niemals übermalt waren. Dies ist bei den beiden nachfolgenden Beispielen der Fall, mit denen wir in die Zeit der Renaissance überleiten. Die Bewohner in dem ehemals herrschaftlichen Anwesen in Sinsheim-Hoffenheim, Kirchstraße 14 (jüngst durch eine aufgefundenen Inschrift ins Jahr 1668 datiert), und im sogenannten Wallonenhaus in Schönau, Rathausstraße 2 (datiert 1588), haben sich in einer frühen Renovierungsphase eine nicht alltägliche Lösung einfallen lassen für die



Frage, wie man einen Raum mit einfachen Mitteln einem geänderten Geschmack/Stil anpaßt oder ihn einer geänderten Nutzung verfügbar macht. In beiden Fällen entschied man sich dazu, die jeweils erhaltene bemalte Decke bzw. Wandfläche zu verkleiden: in Hoffenheim mit einer abgehängten gefelderten Holzbretterdecke (18. Jh.), die später (wohl 1835) unter einer geputzten

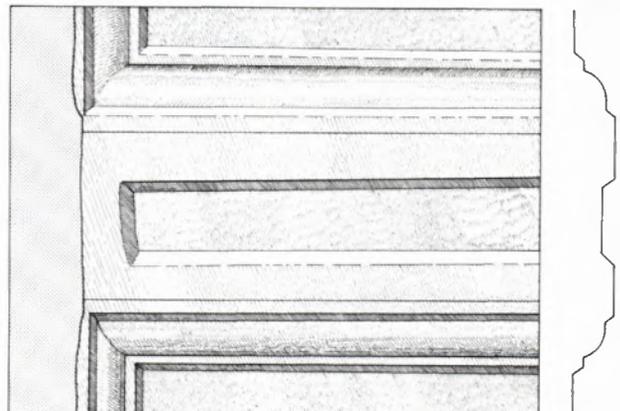
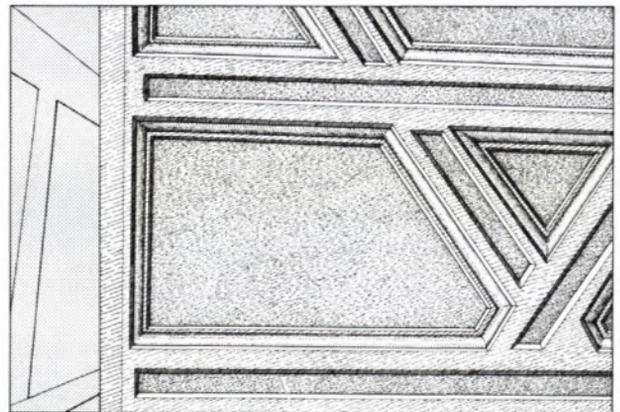
7a/b SCHÖNAU, Rathausstr. 2. Ausschnitt und Detail der bemalten Fachwerkwand, deren beabsichtigte perspektivische Wirkung in Abb. 8a/b versucht wurde, in einer Umzeichnung zu rekonstruieren. Zum besseren Verständnis des Fotos mit dem waagerechten Balkendetail sei angemerkt, daß sich am linken Bildrand ein Türpfosten befindet.



und weiß gekalkten Voutendecke verschwand. In Schönau stellte man eine zweite Wandebene aus rohen Brettern her, die mit Abstand vor der Fachwerkwand befestigt wurden. Beide Möglichkeiten bieten sich übrigens auch heute noch als angemessene Lösung an, um historische Innenraumflächen jeglicher Art unangetastet und geschützt zu erhalten. Sie wurden auch hier belassen bzw. wiederhergestellt.

In beiden Objekten waren ursprünglich die Fachwerkwände und die Holzbalkendecke sichtbar gewesen, wie dies in den meisten Fachwerkhäusern dieser Zeit der Fall gewesen sein dürfte. Das bedeutet, daß die dekorative Raumfassung auf die vorgegebene Feldereinteilung Bezug nehmen mußte. In Hoffenheim ist die dort erhaltene (bislang nur teilweise sichtbare) Decke mit großen bunten Blumenmotiven bemalt (Abb. 5 u. 6). An den beiden in Schönau erhaltenen Wandflächen werden die Fachwerkbalken von aufgemalten Beistrichen und Bändern begleitet, so wie es für aufwendigere Raumfassungen charakteristisch ist (Abb. 7). Die wechselnde und abgestufte Farbigkeit der gemalten Begleistreifen diente dazu, auf der Wandfläche mit illusionistischen Mitteln Tiefenwirkungen zu erzeugen: die vertieft liegenden erscheinenden Putzfelder waren mit roten (= beleuchteten) und grünen (= verschatteten) profiliert gedachten Kanten gegen die gelben Fachwerkbalken abgesetzt, über deren zum Teil in den Putzbereich verbreiterte Fläche sich ein schmales, leuchtend rot abgesetztes Feld zog, das von einer (beleuchteten) helleren und

8a/b GRAPHISCHER REKONSTRUKTIONSVERSUCH der mit malerischen perspektivischen Mitteln in einzelne Füllungsfelder mit Randprofilen aufgelösten Fachwerkwand am Beispiel der in Abb. 7a/b wiedergegebenen Bildausschnitte.





9 u.10 SCHÖNAU, Rathausstraße 2. Zwei gut erhaltene (von ehemals vier noch erkennbaren) dekorativen Maleriemotiven, die eine Art Feston (Fruchthänge) bzw. eine groteske Fratze darstellen.



einer geschwärtzten (verschatteten) Linie eingefäßt war und ebenfalls vertieft zu denken ist (Abb. 7 u. 8, Systemskizze). Einzelne dekorative Malereien ergänzten das Bild (Abb. 9 u. 10).

Die derart hervorgerufene perspektivische Tiefenwirkung löste die Wandfläche in ein System von zurückliegenden, asymmetrischen Kassetten- oder Füllungsfeldern auf und hatte eine Verunklärung der realen Raumgrenze zur Folge bzw. führte zur optischen Täuschung des Betrachters. Derartige Effekte erfreuten sich nicht nur in der Renaissance großer Beliebtheit, wie die Funde zahlreicher, allerdings meist nur fragmentarischer Details dieser Art belegen. Die Ende des 16., Anfang des 17. Jahrhunderts verwendeten Farben waren leuchtend rot, grün, gelb, seltener auch orange und kontrastierten mit den schwarzen, grauen und weißen Teilen.

Die aufgefundenen Raumfassungen lassen ebenso wie die nachfolgend genannten den Schluß zu, daß es sich bei den Erbauern um wohl situierte Bürger handelte. An dem Hoffenheimer Haus ist besonders bemerkenswert, daß das im Obergeschoß gelegene straßenseitige Eck-

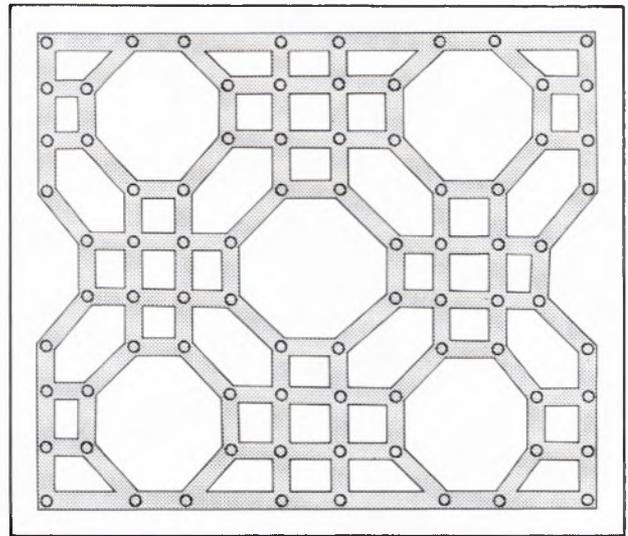
zimmer nicht nur die üblichen Fenstererker besaß, sondern noch zusätzlich mit einem großen Erker versehen ist, wie er in der Region sonst an Burgen und Schlössern sowie an städtischen Gebäuden vorkommt. Nur noch die genannten Ausmalungen können dem heutigen Betrachter eine Vorstellung von der ehemals vorhandenen gehobenen Wohnkultur geben, die man sich durch Einrichtungsgegenstände ergänzt denken muß, wie sie auf der letztjährigen Renaissance-Ausstellung in Heidelberg zu sehen waren (Möbel, Öfen und dergleichen). Nur die Zusammenschau von beidem, nämlich der Raumfassung und der Raumausstattung, ergibt ein komplettes Bild.

Es muß nicht sein, daß, wie in den vorausgehenden Beispielen, die Oberfläche der Wände und Decke in derselben Weise strukturiert sind: beispielsweise gehört im straßenseitigen Eckraum des ehemaligen Rentamts in Neckarbischofsheim, Hauptstraße 30, zu den Sichtfachwerkwänden, die in der Art von Schönau bemalt waren, eine glatte Stuckdecke, in die mit einem Model plastische Rundformen eingedrückt sind (Abb. 11). Nach



11 NECKARBISCHOFSSHEIM, Hauptstr. 30. Detail aus der Stube im ersten Obergeschoß mit bemaltem rundem Stuckelement im Kreuzungspunkt eines verschiedenfarbig gemalten regelmäßigen Feldersystems, wie es in Abb. 12 rekonstruiert ist.

dem zur Probe freigelegten Befund zu schließen, markieren die zunächst unregelmäßig verteilt erscheinenden, rosettenähnlichen Reliefs die Kreuzungspunkte in einem durch Beistriche und Bänderung streng geome-



12 VEREINFACHTE SYSTEMSKIZZE der mutmaßlichen (gemalten) Feldereinteilung der Decke in Neckarbischofsheim, Hauptstr. 30 (vgl. Abb. 11). Das Schema der Aufteilung ist nahezu identisch mit der Kassettendecke auf Abb. 13.

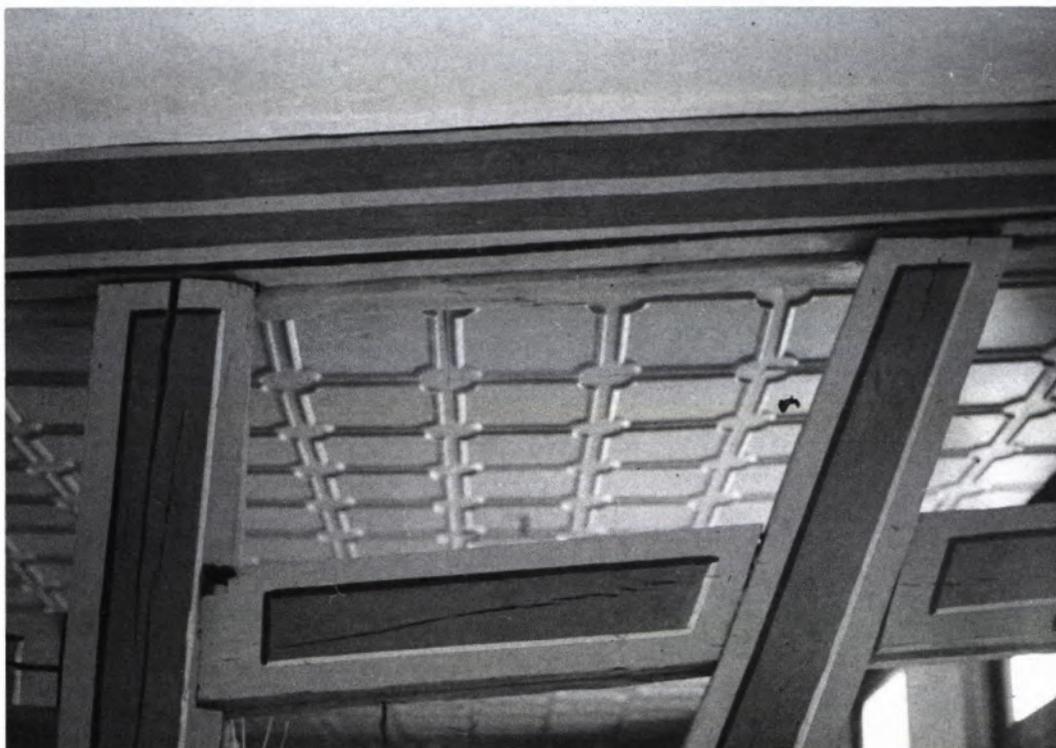
trisch aufgeteilten Feldersystem. Sehr wahrscheinlich diente auch hier die Verschiedenfarbigkeit dazu, mit illusionistischen Mitteln den Eindruck einer real existierenden Kassettendecke vorzutäuschen (Abb. 12, Systemskizze).

Zur Veranschaulichung des beabsichtigten Erscheinungsbildes mag eine aufwendige, in Holz ausgeführte Decke aus dem Festsaal eines Nürnberger Patrizierhauses (heute im Gewerbemuseum in Nürnberg) gegenübergestellt werden, die ein ähnliches Feldersystem aufweist (Abb. 13).

In dem Neckarbischofsheimer Haus wurden bei einer zurückliegenden Renovierung in besagtem Zimmer durch einen Mieter die Fachwerkfüllungen der Innen-

13 HOLZKASSETTENDECKE aus der Renaissancezeit. Sie stammt aus dem 1898 abgebrochenen Forsterschen Haus, ehem. Hauptmarkt 11, in Nürnberg. Die Einteilung der kräftig profilierten Felder entspricht der in Neckarbischofsheim, Hauptstr. 30, nur daß dort das Ganze mit malerischen Mitteln imitiert wurde.





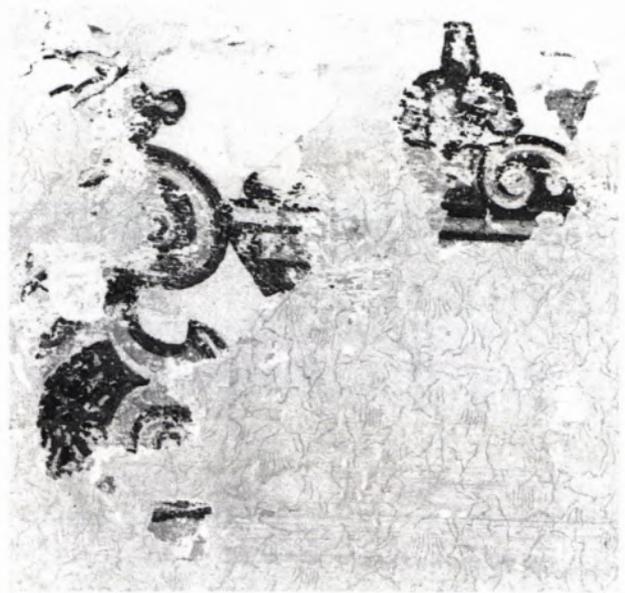
14 BLICK durch eine ehemals in der Art von Schönau (Abb. 7/8) bemalte Fachwerkwand, bei der leider die Lehmwickelgefäße entfernt wurden. An der abgehängten Decke Kassettenelemente aus Kunststoff.

wände ungenehmigt entfernt, um – wie es oft geschieht – das vorgefundene kleinteilige Raumangebot individuellen zeitgebundenen Wohnraumbedürfnissen anzupassen. Die ursprüngliche Raumfassung wurde dabei durchlöchert (Abb. 14). Der aus einer bemalten Balkenkonstruktion bestehende Wandtorso dient nun unangemessenerweise als offener Raumteiler, dessen Etagen oftmals zusätzlich als Regalersatz Stellfläche für „rustikale“ oder „nostalgische“ Gegenstände abgeben müssen. Eine aus Kunststoffelementen in Kassettenform bestehende abgehängte Decke im Nebenzimmer vervollständigt das moderne Ensemble in diesem Fall.

Ein weiteres Beispiel soll zeigen, daß eine sichtbare Holzdeckenkonstruktion auch mit einer flächig verputzten Wand kombinierbar war, wie es beispielsweise in dem massiv gemauerten Erdgeschoß des ehemaligen Handschuhsheimer Hofes in Ladenburg, Rheingaustraße 32, der Fall ist (Abb. 15). Eine großflächige (unge deutete) Darstellung wird hier von derb gemalten Voluten umrahmt, die gleichzeitig die Raumkanten und Fensteröffnungen begleiten. Rollwerk und Beschlagwerk waren ein typisches Renaissance-Ornament, das gerne am Bau im Zusammenhang mit illusionistischer Architekturmalerei angewandt wurde.



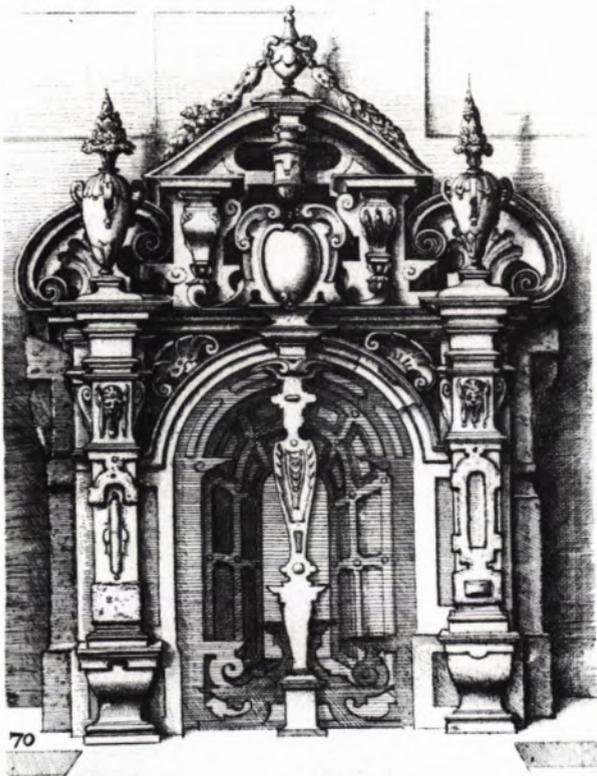
15 LADENBURG, Rheingaustr. 32. Unge deutete, von Rollwerk eingerahmte Renaissance malerei (durch spätere Trennwand halbierte Darstellung), vgl. auch Titelbild.



16a/b FRAGMENTE architektonischer Renaissancemalerei, die Spreng- und Volutengiebel und sonstigen Zierat zeigen.

Dies ist beispielsweise in dem ins 14. Jahrhundert zurückreichenden von Molitorschen Anwesen der Fall, das in unmittelbarer Nähe des Marktplatzes in Weinheim liegt. Dort fanden sich im Rahmen einer Voruntersuchung um die Fensteröffnungen herum gemalte Spreng- und Volutengiebel mit dekorativen Aufsätzen

17 ORNAMENTSTICH aus Wendel Dietterlins „Architectura“ (1598) mit zeittypischen Zierelementen. Die gezeigte Vorlage (Nr. 70) für ein Portal diente – wie die anderen Darstellungen – den Zeitgenossen als Vorbilder und könnte auch den Maler der Motive auf Abb. 16a/b angeregt haben.



(Abb. 16). Zur Veranschaulichung der Befunde sei ein etwa gleichzeitiger Ornament- bzw. Vorlagenstich aus der „Architectura“ von Wendel Dietterlin (1598) abgebildet, der eine Vorstellung davon gibt, wie die gezeigten Malereifragmente etwa im ursprünglichen Zustand ausgesehen haben mögen, bzw. welche Vorbilder zur Anregung dienten (Abb. 17). Ob nun, wie im letzten Beispiel, die Fensteröffnungen mit portalähnlichen, gemalten Architekturen eingerahmt wurden oder eine Kassettendecke imitiert werden sollte und die Wandebene perspektivisch belebt war, immer dienten diese mit malerischen illusionistischen Mitteln dargestellten Ausstattungs- und Architekturelemente zur repräsentativen Erhöhung des Raumeindrucks. Sie sind damit Ausdruck gehobener Wohnkultur.

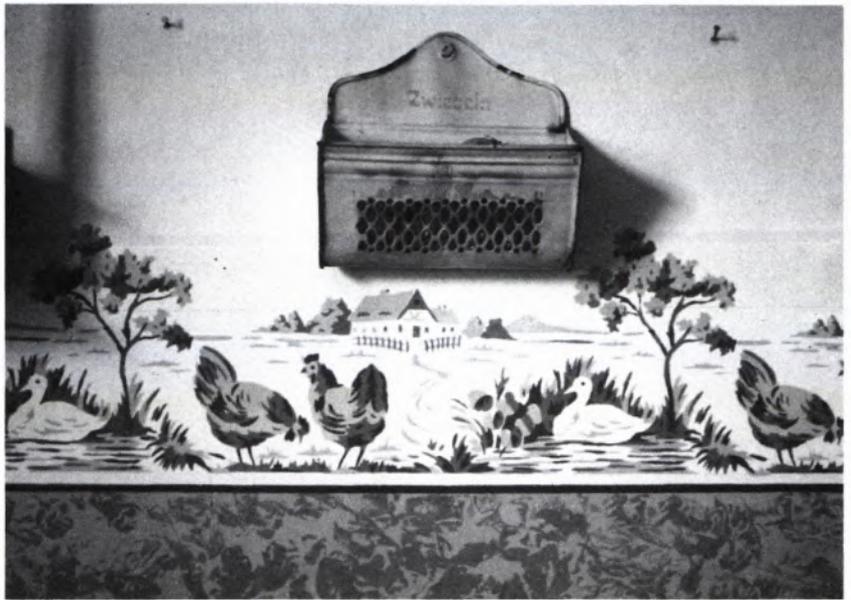
Aus dem großen Spektrum der für die Renaissance typischen Dekorationsmotive wollen wir noch abschließend auf die Quadrierung von Wandflächen hinweisen. Darunter versteht man die Darstellung von Scheinfugen (gemalt, geritzt, Lit. Nr. 8) oder beispielsweise auch perspektivisch gemalten Diamantbossen. Mit diesen sollte der Eindruck erzeugt werden, man habe statt einer glatten Putzfläche ein aus Quadersteinen errichtetes Mauerwerk vor sich, das rustiziert ist. Die Tradition derartiger materialimitierender Malereien reicht bis ins 20. Jahrhundert (vergleiche beispielsweise Marmorierung, Maserierung etc.) und war selten nur als billiger Ersatz für die nachgeahmten Materialien gedacht. In jedem Fall handelt es sich bei derartigen, nicht gerade häufigen Funden um hervorragende künstlerische Zeugnisse der Zeit, die eines sorgfältigen Umganges bedürfen.

Nach diesem Überblick möchten wir nicht versäumen, darauf hinzuweisen, daß nahezu jedes Kulturdenkmal bemerkenswerte Raumdekorationen enthält, die bis in unser Jahrhundert heraufreichen und trotzdem wert sind, dokumentiert zu werden, auch wenn es sich nicht um Seltenheiten, wie z. B. um eine vergoldete Ledertape handelt.

Leider läßt sich die Wirkung der schlichten alltäglichen Dekorationsmalereien des 19. und 20. Jahrhunderts im Original nur selten mehr so eindrucksvoll nachvollzie-



18 LADENBURG, Hauptstraße 60. Großflächiges schabloniertes Tapetenmuster aus dem ersten Drittel des 20. Jh. mit origineller Motivkombination.



19 REILINGEN, Heimatmuseum im Gasthaus „Löwen“. Über der Wandfläche (in der Küche) mit gewickeltem Muster befindet sich ein mehrschlägiger, farbiger Friesrapport mit ländlicher Thematik.

hen wie beispielsweise derzeit noch in Ladenburg, Hauptstraße 60, wo in dem 1479 erbauten Haus mehrere Zimmerwände noch unverändert mit den im ersten Drittel des 20. Jahrhunderts angebrachten schablonierten bzw. gerollten Mustern dekoriert sind (Abb. 18), die sonst bei Umbauten oft durch ihre leuchtenden Farbtöne auffallen, wenn sie unter jüngeren Farbschichten hervorkommen. In der Regel wurden seit etwa 1800 die meisten auch noch bis dahin innen sichtbar belassenen Fachwerkwände verputzt. Dieser Vorgang war für die Entwicklung der Wandfassungen bzw. der Wandbehandlung von großer Bedeutung. In einem verdienstvollen Arbeitsheft, das jüngst von I. Mayer und R. Zehntner herausgegeben wurde (Lit. Nr. 9), wird den vielfältigen Erscheinungsformen bürgerlicher Dekorationsmalerei von der Gründerzeit bis nach dem 2. Weltkrieg nachgegangen. Für Hinweise darauf in unserem Raum wären wir dankbar. Wir weisen in diesem Zusammenhang auf die begrüßenswerten Aktivitäten der am Aufbau des Reilinger Heimatmuseums Beteiligten hin, die sich bemühen, diese Thematik in nachahmenswerter Weise der Öffentlichkeit bewußt zu machen, indem sie derartige Fassungen dokumentiert und rekonstruiert haben (Abb. 19), wie dies beispielsweise auch im Freilichtmuseum von Walldürn-Gottersdorf geschieht.

Es wäre allerdings betrüblich, wenn Innenraumfassungen der Nachwelt nur noch in Form von Befundgutachten überliefert würden oder als rekonstruierte museale Exponate. Eine Erhaltung vor Ort ist allerdings nur dann gewährleistet, wenn mit dem heutigen Instandsetzungsvorgehen das Ziel verfolgt wird, sich so in die Reihe der vorausgegangenen Umbau- und Instandhaltungsmaßnahmen einzufügen, daß die oder wenigstens ein Teil der historischen Schichten in ihrem Bestand geschont werden, damit der Urkundencharakter, der den Innenraumfassungen und selbstverständlich auch anderen Bestandteilen des Kulturdenkmals zu eigen ist, erhalten bleibt.

Literatur:

1. Regensburger Häuser – Bauforschung und Dokumentation. Arbeitsheft 21 des Bayer. Landesamtes für Denkmalpflege, München, 1984.
2. Teilveröffentlichung in: Denkmalpflege in Baden-Württemberg 9, 1980, S. 113–130.
3. Das Baudenkmal und seine Ausstattung; Substanzerhaltung in der Denkmalpflege; Schriftenreihe des Deutschen Nationalkomitees für Denkmalschutz, Band 31, 1987.
4. G. Benker: Bürgerliches Wohnen – Städt. Wohnkultur in Mitteleuropa von der Gotik bis zum Jugendstil, München 1984.
S. Hinz, Innenraum und Möbel von der Antike bis zur Gegenwart, Berlin 1976.
C. H. Baer: Deutsche Wohn- u. Festräume aus sechs Jahrhunderten, Stuttgart 1912 (Bauformen Bibl. 6).
G. Hirth/K. Rosner: Das deutsche Zimmer vom Mittelalter bis zur Gegenwart, 2 Bände, München/Leipzig⁴ 1898/99.
Das deutsche Bürgerhaus, Bd. 1 ff., Tübingen 1959 ff.
5. P. Thorton: Innenarchitektur aus drei Jahrhunderten. Die Wohnungseinrichtung nach zeitgenössischen Zeugnissen von 1620–1920, Herford 1985.
W. Kurth: Die Raumkunst im Kupferstich des 17. und 18. Jh., Stuttgart 1923 (Bauformen Bibl. 19).
6. L. v. Wilckens: Das Puppenhaus. Vom Spiegelbild des bürgerlichen Hausstandes zum Spielzeug für Kinder, München 1978.
7. W. Schmidt: Historische Bürgerhäuser – Wege und Möglichkeiten der Erhaltung. Beispiele aus Unterfranken, in: Denkmalpflege Information Ausgabe A, Nr. 46, 1985 (Bayer. Landesamt f. Denkmalpflege).
8. Fr. J. Much in: Denkmalpflege in Baden-Württemberg 10, 1981, S. 161 m. Abb.
9. Denkmalpflege Information Ausgabe A, Nr. 2, 1986 (Bayer. Landesamt f. Denkmalpflege).

Dr. Rainer Laun
LDA · Bau- und Kunstdenkmalpflege
Karlstraße 47
7500 Karlsruhe

1 SCHLOSSBERG bei Heilbronn-Klingenberg. Das Erdwerk der Michelsberger Kultur mit zwei Gräben und mehreren Durchlässen ist im Luftbild deutlich zu erkennen. Das gesamte auf dem Luftbild sichtbare Gebiet innerhalb der Gräben wird archäologisch untersucht. Luftbild freigegeben durch Reg.-Präs. Stuttgart vom 17. 12. 1981 Nr. B 16654.



Jörg Biel: Ein jungsteinzeitliches Erdwerk auf dem Schloßberg von Heilbronn-Klingenberg

Die fruchtbaren Lößgebiete westlich von Heilbronn weisen seit der Jungsteinzeit mit dem Aufkommen der Landwirtschaft und Sesshaftigkeit eine außerordentlich dichte Besiedlung auf. Besonders im Zabergäu und im Leintal, aber auch am Westrand des Neckartales liegen zahlreiche Fundstellen aus allen archäologischen Epochen. Durch die Untersuchungen von Hofrat Dr. Alfred Schliz (1849–1915) wurde dieses Gebiet ein wichtiger Ausgangspunkt für die Siedlungsforschung.

Dank des Einsatzes der Luftbildarchäologie, besonders seit ihrer festen Verankerung im Arbeitsbereich des Landesdenkmalamtes, wurden zahlreiche neue Fundstellen entdeckt oder schon bekannte durch Fotos in ihrer Lage festgehalten. Vor allem im Frühjahr zeichnen sich prähistorische Siedlungen und Grabenwerke infor-

ge Feuchtigkeitsunterschieden im hellen Lößboden sehr deutlich ab. Bei einer Befliegung unter günstigen Umständen springt die große Zahl verschiedenartiger Grabenanlagen sofort ins Auge. Viele von ihnen können erst durch Begehungen und das Sammeln von Lesefunden zeitlich eingeordnet werden, andere sind so charakteristisch, daß sie sofort angesprochen werden können. Dies sind vor allem die sogenannten Erdwerke der jungsteinzeitlichen Michelsberger Kultur (um 3500 v. Chr.), von denen im Heilbronner Raum bisher drei Anlagen bekannt geworden sind.

Eines dieser Erdwerke hatte Schliz 1907 auf dem Heizenberg bei Obereisesheim angegraben. 1966 wurde es beim Bau der Bundesautobahn durch Robert Koch weiter untersucht. Im Luftbild zeichnen sich die drei Grä-

2 ERDWERK bei Obereisesheim, Neckarsulm, mit drei Gräben. Freigabe Reg.-Präs. Stuttgart vom 8. 5. 1980 Nr. B 11210.



3 RUNDLICHE Anlage bei Ilsfeld, Kr. Heilbronn, mit drei Gräben. Freig. Reg.-Präs. Stuttgart vom 10. 5. 1982 Nr. B 18583.





4 SCHNITT durch eine Abfallgrube der Anlage bei Klingenberg.



5 SCHERBENPFLASTER auf der Sohle dieser Abfallgrube.

ben mit ihren zahlreichen Durchlässen deutlich ab (Abb. 2). Sie sichern eine Fläche von etwa 20 Hektar. Eine weitere derartige Anlage wurde durch den ehrenamtlichen Mitarbeiter Karl Schäffer 1969 in einer Lehmgrube in Flur „Ebene“ bei Ilsfeld entdeckt. Im Zuge des Lehmabbaues wurden hier 1970 und 1974 Grabungen durchgeführt. Auch dieses Erdwerk ist im Luftbild deutlich zu erkennen (Abb. 3). Drei Gräben schließen eine Innenfläche von ca. 12 ha ein. Gegenüber diesen beiden Anlagen sehr viel kleiner ist eine Abschnittsbefestigung, die Otto Braasch 1980 in Luftbildern entdecken und festhalten konnte (Abb. 1). Der Schloßberg von Klingenberg, ein durch ein Seitentälchen über dem Neckar herausgeschnittener Sporn, wird gegen Westen durch zwei Gräben abgeriegelt, die zahlreiche Unterbrechungen aufweisen – ein Charakteristikum der Michelsberger Anlagen. Die Luftbilder geben bereits Hinweise auf die Erhaltung der Anlage und der Siedlung. Sowohl inner- als auch außerhalb der Gräben sind zahlreiche kleine dunkle Flecken zu erkennen, die Vorratskeller der Siedlung, die mit Abfallmate-

rial gefüllt sind. Nur noch an wenigen Stellen der Fläche ist der dunkle entkalkte Lößlehm erhalten, meist zeigt sich im Foto schon der gelbe, helle Löß, der durch die Erosion und Landwirtschaft freigelegt wurde. Mit einer verhältnismäßig schlechten Erhaltung der Siedlung war also zu rechnen; Hausgrundrisse waren kaum mehr zu erwarten. Auch die beiden Gräben, die sich als dunkle Spuren doch sehr deutlich abzeichnen, sind sehr stark angepflügt und erodiert, vergleicht man etwa die viel besser erhaltenen Gräben der Ilsfelder Anlage (Abb. 3). Diese Erkenntnis wurde sehr bald wichtig, denn 1984 legte die Stadt Heilbronn einen Bebauungsplan zur Voranhörung auf, der das gesamte im Luftbild erfaßte Gebiet einschloß. Um für eine Stellungnahme des Landesdenkmalamtes als betroffener Behörde zu diesem Bebauungsplan mehr Information zu bekommen, wurde die Bergfläche zunächst durch bodenkundliche Bohrungen und Untersuchungen, sodann durch einen Baggerschnitt erkundet. Hierbei zeigte sich ebenfalls die starke Beeinträchtigung der Siedlung durch die Erosion. Deshalb entschloß man sich dazu, die gesamte

Anlage zu untersuchen, und verzichtete auf einen Einspruch gegen die Überbauung. Wie die folgende Ausgrabung gezeigt hat, war diese Entscheidung völlig richtig, denn die mit den Methoden der modernen Landwirtschaft einhergehende Erosion des Bodens ist so stark, daß nur eine völlige Nutzungsänderung diese archäologische Fundstelle auf Dauer gesichert hätte. In Teilbereichen der Siedlung waren ursprünglich um zwei Meter tiefe Gruben schon vollständig oder weitgehend abgetragen.

Die Ausgrabung hat im April 1986 begonnen und wird nach einer winterlichen Unterbrechung derzeit noch fortgesetzt. 1986 wurde die gesamte Innenfläche sowie etwa die Hälfte der Gräben untersucht, 1987 der Südteil der Befestigungsgräben und die gleichfalls dicht besiedelte Ackerfläche außerhalb der Anlage. Hierbei erwies sich die Zusammenarbeit mit der Arbeitsloseninitiative Heilbronn als außerordentlich fruchtbar. Unter Regie von Frau U. Schmidt und Herrn H. Heizmann stellte sie 15 jugendliche Arbeitslose, die unter sozialpädagogischer Betreuung die vielfältigen bei einer archäologischen Ausgrabung anfallenden Arbeiten recht gut erledigten. Durch die ständige Hilfestellung war es möglich, einige Jugendliche in Lehrverhältnisse oder feste Anstellungen zu vermitteln. 1987 werden unsere Arbeiten zusätzlich durch eine Arbeitsbeschaffungsmaßnahme des Arbeitsamtes Heilbronn unterstützt. Mit Abschluß der Grabung im Herbst 1987 werden etwa vier Hektar Fläche untersucht sein.

Die Ausgrabung hat zwei hauptsächliche Ziele: zum einen die Untersuchung der Siedlung, ihrer Geschichte und ihrer Funde, zum anderen die Klärung der Funktion der beiden Grabensysteme und ihre zeitliche Zuordnung zur Siedlung.

Die siedlungsgünstige Lage des Schloßberges und vor allem auch die Möglichkeit seiner Verteidigung ergibt sich aus der Topographie (Abb. 1). Es handelt sich um einen Bergvorsprung, der, durch ein Seitentälchen des Neckars herausgeschnitten, im Süden zu fast senkrecht gegen den Fluß abfällt. Der offene Zugang von Westen bot die Möglichkeit einer Verteidigungsanlage. Nur wenig westlich des Schloßberges entspringt eine Quelle, so daß auch die Wasserfrage gelöst war. Wir finden deshalb Siedlungsspuren verschiedener Zeiten auf diesem günstig gelegenen Bergsporn. Die ältesten Siedlungsbelege gehören an den Beginn der Jungsteinzeit, zur sogenannten Bandkeramik (um 5000 v. Chr.). Es sind die er-

sten Ackerbauern, die unser Land besiedelt haben. Große Teile der Hochfläche des Schloßbergs scheinen Siedlungen dieser jungsteinzeitlichen Kultur getragen zu haben, wenn ihre archäologischen Reste auch weitgehend durch Erosion beseitigt sind. Lediglich einige Lehmgruben, aus denen das Material zum Bau der Häuser gewonnen wurde, sind uns erhalten, doch streuen die Funde über den gesamten Berg. Als die Träger der Michelsberger Kultur (um 3500 v. Chr.) ihre Siedlung und Befestigung errichtet haben, muß noch eine intakte bandkeramische Kulturschicht vorhanden gewesen sein – in fast allen Michelsberger Gruben finden sich diese älteren Scherben als „Verunreinigung“.

Die Michelsberger Kultur hat ihren Namen von einer alten Fundstelle auf dem Michelsberg bei Untergrombach in der Nähe von Bruchsal. Hier wurde sie 1886 zum erstenmal in größerem Umfang beobachtet. Schon damals stellte man dort auch größere Grabenanlagen fest. Im Verbreitungsgebiet dieser Kultur zwischen Pariser Becken, Rheinland und im Osten bis Böhmen, im Süden bis Baden-Württemberg ausgreifend, erkannte man dann immer wieder solche „Erdwerke“, die zum Teil außergewöhnlich umfangreiche Ausmaße haben. Ihre Funktion ist bis heute nicht ganz klar. Sie scheint bei den verschiedenen Anlagen etwas unterschiedlich gewesen zu sein, denn in manchen Erdwerken fehlen Siedlungsspuren fast ganz, in anderen finden sich Anhäufungen von Skeletten, die man kultisch deuten kann. Bei der Klingenger Anlage ist diese Frage recht genau zu beantworten – innerhalb der beiden Gräben liegen umfangreiche Siedlungsreste, und auch am Verteidigungscharakter der beiden Gräben kann kein Zweifel bestehen.

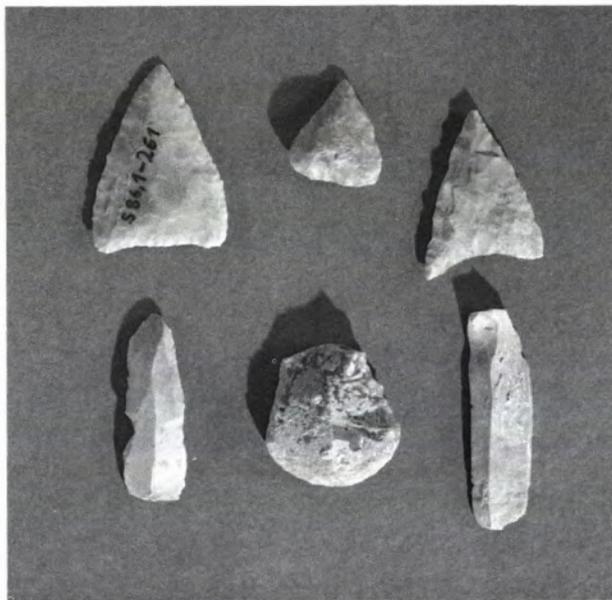
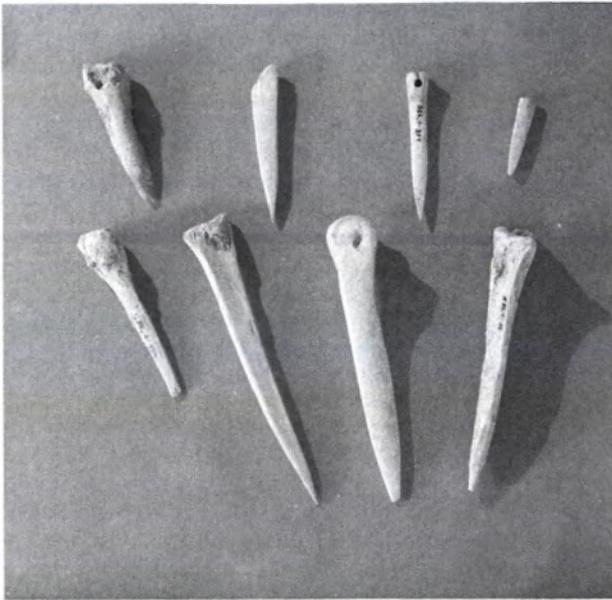
Die Michelsberger Siedlung umfaßte mit erosionsbedingten Lücken die gesamte Fläche innerhalb der Gräben. Erhalten sind jedoch keine Hausgrundrisse – wie überhaupt aus dem Bereich der Michelsberger Kultur bisher kaum Häuser bekannt sind –, sondern in der Regel nur noch die ursprünglich um zwei Meter tiefen Vorratskeller für das Getreide. Es sind senkrecht in den anstehenden Boden gegrabene Löcher mit Durchmesser um 1,5 Meter, die sich nach oben zu etwas verjüngen und ursprünglich mit einem Deckel luftdicht verschlossen wurden. Versuche haben gezeigt, daß sich in diesen Erdkellern das Getreide recht gut hält, ähnliche Anlagen sind heute noch in Südrubland in Gebrauch. Verdarb ein solcher Keller jedoch durch Fäulnis, be-

6 SCHALEN, *Becher und ein größeres Vorratsgefäß der Michelsberger Kultur.*



7 TULPENBECHER, *Backteller und Henkelkrug. Wirtschaftskeramik von Klingenberg.*





nutzte man ihn als Abfallgrube; vorwiegend Hausmüll wurde in diese Gruben geschüttet, so daß sie – meist in einem Zug gefüllt – innerhalb der Siedlung nicht mehr störten. Ein Schnitt durch die Grubenfüllungen zeigt uns diesen Vorgang sehr gut (Abb. 4 u. 5).

Diese Abfallgruben enthalten nun eine Unmenge archäologischer Funde – Gegenstände, die leicht beschädigt oder zerbrochen waren. Eine einzige solche Grube kann bis zu einem Zentner an Funden umfassen (Abb. 5); Tongefäße oder andere Gegenstände aus gebranntem Ton, Steinbeile und -äxte, Feuersteingeräte und -pfeilspitzen, eine Vielzahl an verschiedenen Knochengeräten, solche aus Hirschgeweih, Mahl- und Reibsteinbruchstücke aus Sandstein und vieles andere. Dazu kommen dann aber auch die Speisereste – eine Masse an Tierknochen, die in diesem kalkhaltigen Lößboden sehr gut erhalten sind, und verbrannte Pflanzenreste wie etwa verschiedene Getreidesorten, Erbsen, Haselnüsse oder Äpfel. Nur unter dem Mikroskop sind verbrannte Unkrautsamen und andere Pflanzenreste zu erkennen.

All diese Funde lassen sich nun natürlich in verschiedenen Richtungen auswerten. Vor allem die Keramik zeigt uns mit ihrer Formenentwicklung, daß die Klingenberg Siedlung am Ende der Michelsberger Kultur angelegt wurde und mit ihrer Hauptbelegungszeit noch etwas darüber hinausreicht. Die keramischen Formen umfassen neben großen groben, außen meist geschlickten Vorratsgefäßen auch feinere Tonware – gut geglättete Schalen und Becher (Abb. 6). Typisch sind die weit geöffneten Tulpenbecher und auch flache Tonteller, die wohl zum Backen des Fladenbrottes verwendet wurden (Abb. 7). Die verschiedenen Geräte geben Einblick in die Tätigkeitsbereiche der damaligen Bewohner (Abb. 8 u. 9). Vor allem aber die Auswertung der Tier- und Pflanzenreste gestattet die Rekonstruktion des Ackerbaues, der Viehzucht und der Bedeutung der Jagd für die zusätzliche Fleischversorgung. Zahlreiche Wildtiere sind zu erkennen – vom gewaltigen Schädel des Urs bis etwa zu Zähnen des Bibers. Zahlreiche Fischreste belegen zusammen mit Steingewichten für Netze (Abb. 10), daß auch der Fischfang im nahen Neckar eine Rolle gespielt hat.

Nach dem Ende der Michelsberger Besiedlung wurde der Schloßberg sporadisch um 2500 v. Chr. und in keltischer Zeit um 500 v. Chr. noch einmal aufgesucht, doch haben diese Siedlungen nur eine sehr geringe Ausdehnung.

Das zweite Augenmerk der Ausgrabung gilt den beiden Grabenanlagen. Schon im Luftbild ist zu erkennen, daß sie den Schloßberg in paralleler Führung bogenförmig gegen Westen zu abriegeln, also eine Abschnittsbefestigung bilden. Sie sind an verschiedenen Stellen unterbrochen, bilden Durchlässe oder Tore, deren große Zahl für die Michelsberger Anlagen geradezu typisch ist. Die Länge der beiden Gräben beträgt jeweils mindestens 200 Meter, doch ziehen sie im Norden in ein Baugebiet, so daß ihr Ende hier noch nicht festgestellt ist. Bei der Ausgrabung werden die Gräben vollständig von Hand ausgehoben und in Längs- und Querrichtung

8–10 KNOCHENGERÄTE (oben), Feuersteingeräte (Mitte), Messer, Kratzer und Schaber, sowie Netzenker, Gewichte aus Kieselsteinen für Fischnetze, aus Klingenberg (unten).

11 KLINGENBERG, *äußerer Graben der Anlage mit ebener Sohle und steilen Wänden. Die eingeflossene Erdfüllung ist dunkel und lehmig.*



12 DER INNERE GRABEN *der Anlage ist mit heruntergebrochenem hellem Material eines Erdwalles an der Innenseite verfüllt. Darunter sind die dunklen, verbrannten Hölzer einer Holzwand deutlich zu erkennen.*



durch Profile erschlossen, so daß ihre Form und auch ihre Füllung in allen Details festgehalten werden kann. Hierbei ergaben sich sehr interessante, z.T. überraschende Ergebnisse.

Beide Gräben sind sehr exakt gearbeitet und waren ursprünglich zwischen 3 und 4 Meter tief. Ihre Wände sind außerordentlich steil – ja fast senkrecht – in den anstehenden Löß eingeschnitten worden. Die Sohle ist eben und zwischen 1 und 2 Meter breit (Abb. 11). Der Bau der Gräben ist erstaunlich regelmäßig, es sind kaum Abweichungen zu beobachten. Die Grabenköpfe im Bereich der Tore sind fast rechtwinklig gearbeitet, die Grabensohle in Längsrichtung völlig gerade. Es ist klar, daß die Anlage dieser Gräben mit den umfangreichen damit verbundenen Erdbewegungsarbeiten eine geordnete Sozialstruktur innerhalb der Siedlung voraussetzt.

Unterschiedlich ist jedoch die Füllung der beiden Gräben. Der äußere ist offensichtlich langsam mit dunklem humosen Material zugeflossen, wobei die steilen Wän-

de einrutschten und sich so das Grabenprofil nach oben stark erweiterte (Abb. 11). Der innere Graben ist ganz anders gefüllt (Abb. 12), denn an seiner Innenseite war ursprünglich ein Lößwall aufgeschüttet – das aus den Gräben entnommene Material. Dieser Erdwall war gegen eine Holzwand angeschüttet: Stämme aus etwa 25 cm starkem Eichenholz im Abstand von rund einem Meter hielten eine Wand aus horizontalen Spaldbrettern, die bis zu 6 Meter Länge und 30 cm Breite haben können. Die Höhe des Walles bzw. der Holzwand ist noch unklar. Sei es durch ein kriegerisches Ereignis oder auch durch ein Schadenfeuer ist diese Vorderfront des Erdwalles angebrannt und an vielen Stellen zusammenhängend in den Graben hinuntergestürzt. Der Erdwall rutschte sofort nach und hat die brennenden Hölzer gelöscht, so daß sich weite Partien außerordentlich gut erhalten haben (Abb. 13). Die Dokumentation ihrer Lage in allen Einzelheiten wird uns nach Abschluß der Auswertung eine recht genaue Rekonstruktion dieser ohne Zweifel für die Befestigung errichteten Anlage erlauben.

13 VERBRANNTES HOLZBRETT
in der Füllung des inneren Grabens des
Erdwerkes bei Klingenberg.



Gegen eine Befestigung sprechen nun natürlich die vielen Tordurchlässe. Doch waren sie in Klingenberg offensichtlich durch Holzkonstruktionen verschließbar. In den Grabenköpfen liegt eine Unmenge verbranntes Holz, das auf Verhaue, vielleicht sogar eine Art Tortürme hinweisen könnte. Hier muß allerdings der Abschluß der Grabungen und ihre Auswertung abgewartet werden.

Doch schon jetzt ist festzustellen, daß die vollständige flächige Aufdeckung dieser Anlage und eines großen Bereichs ihres Vorfeldes außerordentlich interessante

Ergebnisse erwarten läßt. Die Untersuchungen lassen sich auf viele Bereiche ausdehnen und werden uns wichtige Einblicke in die Geschichte und Wirtschaftsweise dieser Ansiedlung geben, darüber hinaus Erkenntnisse für die Geschichte unseres Raumes am Ende der Jungsteinzeit vermitteln.

*Dr. Jörg Biel
LDA · Archäologische Denkmalpflege
Silberburgstraße 193
7000 Stuttgart 1*

Thomas Naumann, Hubert Vaculik und Peter Schubart: Der Hof Schüßler in Walldürn-Gottersdorf

Im Odenwälder Freilandmuseum Gottersdorf bei Walldürn stehen inzwischen die ersten translozierten Objekte, die am alten Standort keine Zukunft mehr hatten, hier jedoch der Nachwelt überliefert werden sollen.

Ein schlichtes Gottersdorfer Bauernhaus des 18./19. Jahrhunderts wurde in das Freilandmuseum einbezogen und konnte an Ort und Stelle erhalten werden. Die Geschichte des Hauses und überraschende Befunde im Inneren des Gebäudes sollen im folgenden Bericht vorgestellt werden.

Im Norden Baden-Württembergs, in Walldürn-Gottersdorf (Neckar-Odenwald-Kreis), zog in den letzten Jahren ein ehemaliger großbäuerlicher Hof, der „Hof Schüßler“, die Aufmerksamkeit der Hausforscher und Volkskundler auf sich. Von den Ergebnissen der restauratorischen Befunduntersuchungen, die dies Interesse auslösten, ist unten die Rede; hier soll kurz auf die Hofgeschichte und die vorgesehene Nutzung eingegangen werden.

Der Hof Schüßler läßt sich zunächst über die Erhebung von Daten aus der Familiengeschichte Schüßler (über Kirchenbücher, Erbdokumente, Grundbuchurkunden, Steuer- und Abgabedokumente usw.) bis zum Jahr 1804 zurückverfolgen. Das heutige Wohnhaus, in dem durch die im Auftrag des Odenwälder Freilandmuseums un-

ternommenen Befunduntersuchungen für den bäuerlichen Bereich aufsehenerregende Wanddekorationsbefunde gemacht wurden, ist dendrochronologisch auf das Jahr 1725 datiert. Hinweise auf einen Vorgängerbau – etwa durch noch ältere Bauteile – waren nicht zu finden. Das Haus war 1725 als Wohnstallhaus (nach Untersuchungen der Bauhistoriker Robert und Barbara Crowell befanden sich im Erdgeschoß Stallungen, im Obergeschoß die Wohnung) zusammen mit einer Scheune erbaut worden. Um das Jahr 1760 übernahm den Hof – wohl durch Einheirat – ein Jörg Valentin Berberich; schon nach einer Generation, im Jahre 1803, heiratete der gleichnamige Sohn des Reichartshausener Landwirts und Bürgermeisters Mauritius Schüßler die einzige Tochter des im Jahre 1800 verunglückten Jörg

I DER HOF SCHÜSSLER WÄHREND DER INSTANDSETZUNG.





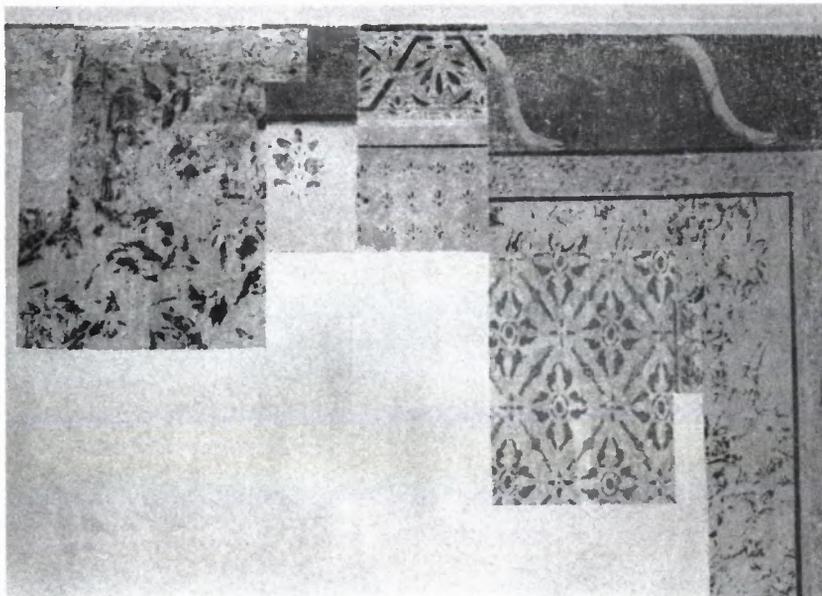
2 EIN WOHNRAUM im Obergeschoß nach der Instandsetzung.

Valentin Berberich. Durch Hofübergabevertrag von 1804 wird Moritz Schüßler Hofbauer. Der Hof bleibt nun bis zum Jahre 1981 im Besitz der Familie Schüßler. Die Abfolge der Hofbesitzer lautet: Moritz Schüßler (Hofbauer 1842 bis 1889), Edmund Schüßler (Hofbauer 1889 bis 1941), Eugen Schüßler (1941 bis 1970), Berthold Schüßler (1970 bis 1981). Die Hofbauern engagierten sich immer wieder im öffentlichen dörflichen Leben; so tauchen sie zu verschiedenen Zeiten als Gemeinderäte, Pfandrichter, Waisenrichter, Gemeindecassier, Bürgermeister oder auch als Wildschadenschätzer oder Gemeinde-Bullenhalter auf. Seit den 70er Jahren wurde der Hof nur noch im Nebenerwerb betrieben.

Der Hof wurde seit 1804 im wesentlichen also von vier jeweils sehr lange in der Verantwortung befindlichen Generationen bewirtschaftet. Er entwickelte sich insbesondere in der „Gründergeneration“ (1804 bis 1842) zu einem der größten Anwesen Gottersdorfs, sowohl was die Gebäulichkeiten auf der Hofreite als auch den Acker-, Wiesen- und Waldbesitz anbetrifft. Die Entwick-

lung zum Haufenhof begann 1826 durch Zubau einer großen unterkellerten Stallscheune, setzte sich im Jahre 1832 durch Errichtung einer noch größeren (heute noch erhaltenen), in Firstrichtung stehenden weiteren Stallscheune fort; Schweineställe und weitere hofseitige Anbauten an das Wohnhaus ergänzten die Hofanlage. Die hierzu notwendigen erheblichen Investitionen waren durch Prosperität offensichtlich möglich, die Erhöhung der Lagerkapazität notwendig geworden. Die Auslagerung der Viehbestände aus dem Wohnhaus wurde möglich; in den 40er Jahren des letzten Jahrhunderts ist dann der Umbau des Wohnstallhauses in ein reines Wohnhaus anzusetzen, so daß nun auch der Wohnkomfort verbessert werden konnte.

Der Wohnkomfort war hier jedoch schon mindestens seit 1804 überdurchschnittlich; sowohl die Bauuntersuchungen der Stuckdecke, Wandmalereien, Gestaltung der Stube im biedermeierlichen Salonstil als auch ein erheblicher Ausstattungskomfort, ersichtlich aus dem Inventarverzeichnis einer Teilungsurkunde jener Zeit, lassen diesen Schluß zu.



3 BEFUNDFOLGE als Demonstrationfeld.

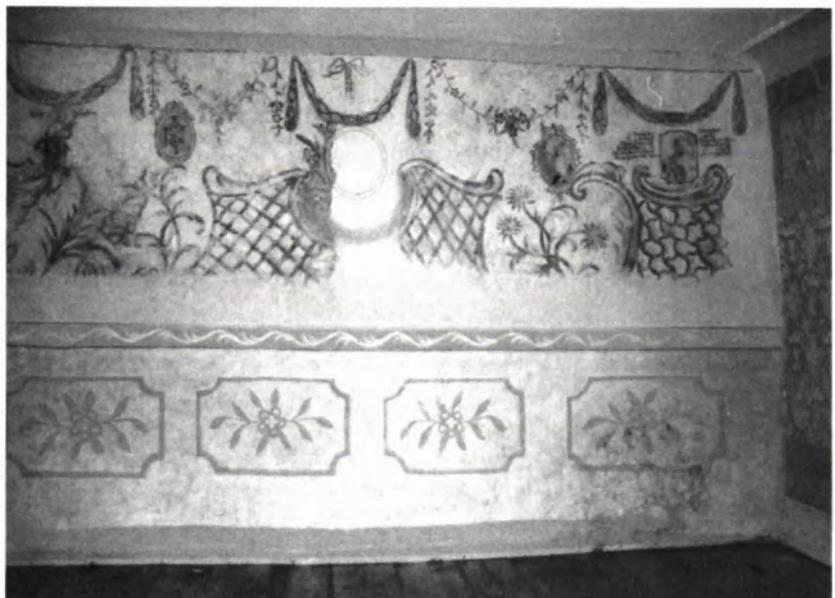
4 WANDMALEREI im Wohnraum des Obergeschosses vor der Restaurierung.



Einige Worte zur jüngsten Geschichte des Hofes und zu seiner vorgesehenen Nutzung. Noch in den 70er Jahren wurden von der letzten Generation zwei Stallscheunen und andere Wohnhausanbauten abgebrochen. Der Hof zeigte sich in einem fragmentarischen Zustand als scheinbarer Streckhof. 1981 kaufte die Stadt Walldürn den vom Zerfall gezeichneten Hof zum Zwecke des Abrisses, zu dem bereits die Genehmigung vorlag. Als sich aber die Pläne zum Aufbau eines regionalen Freilichtmuseums für Baden-Württemberg in Gottersdorf verdichteten, überließ die Stadt Walldürn den Hof dem Trägerverein, der sogleich Bemühungen unternahm, ihn in das Förderprogramm des Landes Baden-Württemberg für Freilichtmuseen zu bringen. Ähnliche Wege waren vorher im Schwarzwälder Freilichtmuseum Gutach (Vogtsbauernhof) und beim Oberschwäbischen Bauernhausmuseum Wolfegg (Fischerhaus) eingeschlagen worden, wo ebenfalls vor Ort befindliche Häuser, ohne transloziert zu werden, ausnahmsweise in eine Freilichtmuseumskonzeption einbezogen wurden. Eine Genehmigung konnte durch das Verständnis des Landes

erwirkt werden; so standen nun Mittel zur Verfügung, die überhaupt erst eine gründliche Bauuntersuchung und damit Aussagen zum kulturgeschichtlichen Wert des Hofes ermöglichten. Die Ergebnisse, von denen unten berichtet wird, waren im Jahre 1984 geradezu sensationell. Sie bewirkten, daß von Anfang an bei allen veretzten Gebäuden des Freilandmuseums gründliche Farb- und Putzuntersuchungen zur Routine wurden. Die jetzt schon möglichen Vergleiche zeigen, daß im Bauernhaus, etwa seit 1800, ein ausgeprägter Wille zur dekorativen Ausgestaltung der Wände in den Wohnräumen bestand; oft, so die Erkenntnisse, hat man alle fünf Jahre die Wände neu dekoriert.

Dennoch nimmt das Wohnhaus des ehemaligen großbäuerlichen Anwesens Schübler mit seinen Befunden eine besondere Stellung ein: die freien Wandmalereien, die vielen original freigelegten Dekorationsphasen und die restaurierten Raumbilder geben einen Überblick über ca. 200 Jahre Dekorationsgeschichte in diesem Bauernhaus, dem hier auch zugute kam, daß es in situ restauriert werden konnte, eine Tatsache, die den Do-



5 DEKORATIONSMALEREI in der „guten Stube“ nach der Restaurierung.



6 DAS MEDAILLON mit Marienmonogramm und die hl. Katharina sind Teil der religiösen Darstellungen in der „guten Stube“.

kumentationswert in diesem Falle wesentlich erhöht.

Es muß nach den hier gemachten Erfahrungen davon ausgegangen werden, daß vergleichbare Objekte in allen Regionen des Landes in der Vergangenheit dem Bagger zum Opfer gefallen sind, ganz einfach, weil in bäuerlichen Gebäuden solche Ergebnisse wohl nicht erwartet worden waren oder die – hierfür erforderlichen erheblichen – Mittel nicht zur Verfügung standen. Das Haus Schüßler steht daher auch exemplarisch für solche abgegangenen bäuerlichen Gebäude und wird in seinem Dokumentationswert weit und breit seinesgleichen suchen.

Das Haus Schüßler wurde Anfang Juli 1987 für den Besucherverkehr geöffnet. Begleitend publiziert das Odenwälder Freilandmuseum eine Veröffentlichung mit ausführlicher Dokumentation des Hauses und mit Berichten über die Forschungsergebnisse zur Bau-, Hof- und Besitzergeschichte. Diese wird mit einem umfangreichen Anhang mit Abdruck vorhandener Urkunden und Dokumente versehen sein.

Bauernmalerei auf der Stubenwand

Im Rahmen einer restauratorischen Bauuntersuchung traten im Bauernhaus Schüßler in Gottersdorf interessante Dekorationsbefunde zutage. Sie sind in einem Raum des Obergeschosses zu sehen, der um 1800 eine zentrale Bedeutung, wohl als „gute Stube“, hatte.

Es handelt sich hier wesentlich um freie Malerei mit religiösen Motiven, die in einen dekorativen Rahmen eingebunden sind. Dieser „dekorative Rahmen“ ist stilistisch in die Zeit um 1780 einzuordnen. Auf dem Sockel sind kassettenartige Paneele dargestellt, darüber befinden sich barocke Blumenkörbe, zur Decke hin schließen klassizistische Blumenranken (Girlanden) ab.

In diesem Rahmen eingebettet liegen frei oder in Medaillons Malereien mit religiöser Thematik volkstümlicher Ausprägung. Zu sehen sind die heilige Katharina mit dem Rad, ein Marienmonogramm, der heilige Valentin, eine Pietà mit Gebetsspruch und auf der gegenüberliegenden Wand die heilige Margarete, die den Teufel in Ketten legt. Vermutlich war auch die heilige Barbara abgebildet. Leider sind die Hauptmotive, die

in großen Medaillons in der Mitte der Wände gelegen haben, nicht mehr erkennbar.

Bei der Freilegung der besprochenen Malschicht des späten 18. Jahrhunderts wurde eine dicke Lehmputzschicht entfernt. Zur besseren Haftung der Neuputzschicht waren in der Putzschicht der Malerei Haukerben angebracht, die das Erscheinungsbild nach der Freilegung bestimmten (Abb. 4). Diese Putzschicht ist von äußerst schlechter Qualität und überdeckte Fachwerkbalken teilweise und nur sehr dünn.

Es waren vor der Maleriestaurierung umfangreiche Putzsicherungsarbeiten und Neuverputzungen notwendig. Wo die alte Putzschicht vom Untergrund aufstand oder „Schüsseln“ bildete, wurde sie von hinten mittels Injektionen mit Methylzellulose (Kleister) gefestigt und angedrückt. Danach wurde sie an Fehlstellen und im Bereich der Haukerben mit Spezialschrauben (Spaks) im Putzuntergrund befestigt. Dazu wurden die Schraubköpfe in der Art eines Netzes verdrahtet, zur Bildung einer Armierung für die Putzausbesserung. Dieses Drahtnetz überspannt auch die Holzteile (Balken) und bietet so Schutz vor Schwundrissen, Abplatzungen usw.

Der Putz für die Ausbesserungsarbeiten wurde aus Altlehm (Abbruch) genommen, da dieser das neutralste Schwundverhalten hat. Dieser Lehm wurde eingesumpft, mit Hand und Spachtel angetragen (verdichtet) und auf den feuchten Lehm eine Kalkmilch als Grundierung für Retuschen gestrichen.

Für diese Retuschen wurde Acrylharz als Bindemittel benutzt, ebenso für die Festigung der Originalmalerei. Alle Retuschen wurden gestrichelt ausgeführt und sind von der Originalmalerei bei nahem Hinschauen unterscheidbar.

Bei Nachprüfungen im nahen Kloster Amorbach ergaben sich keine Hinweise auf Vorbilder für die Bemalung der Wände. Man kann aber wohl parallele Beispiele in der ortsüblichen Möbelbemalung finden. Dafür steht exemplarisch ein Schrank (Lobdengaumuseum Ladenburg) von 1802 aus der Nachbargemeinde Gerolzahn, der in Maltechnik und Darstellung der Malerei aus Gottersdorf sehr verwandt ist. Außerdem ha-

7 VOM „PROGRAMM“ der Malereiausstattung sind hier noch eine Pieta und der hl. Valentin zu sehen.



ben sich hier etliche Truhen erhalten, die die gleiche Urheberschaft haben.

Es läßt sich so in dieser Region erstmals ein Zusammenhang zwischen Möbel- und Wanddekoration herstellen. „Bauernmalerei“ war demnach keine Sonderform der Möbelgestaltung, sie war wohl genauso auf Wänden vorhanden.

Auf späteren Putzschichten waren einige gute, teils gewickelte, teils schablonierte Dekorationen zu finden, die darauf hinweisen, daß dieses Zimmer seine übergeordnete Funktion behielt. Insgesamt wurden etwa 15 Dekorationen nachgewiesen, die aber hinter dem Befund „freie Malerei auf Lehm“ weit zurückstehen und nicht weiter besprochen werden sollen.

Bei einer Besichtigung des Hauses im Freilandmuseum Gottersdorf kann ein umfassendes Bild über seine

Bau- und Dekorationsgeschichte gewonnen werden. Für jede Bau- und Dekorationsphase gibt es hier Originalbeispiele (Befunde) aus den Zeiten von 1760 bis heute.

Thomas Naumann
Odenwälder Freilandmuseum
Rathaus
6968 Walldürn

Hubert Vaculik
Restaurator
Hauptstraße 14
7109 Widdern

Dipl.-Ing. Peter Schubart
LDA · Bau- und Kunstdenkmalpflege
Karlstraße 47
7200 Karlsruhe

Hermann Günther und Norbert Bongartz:

Baugeschichtliche Vertiefungen an einem wertvollen Routinefall

Im Sommer 1986 wurde das ehemalige Buchlersche Haus in Gerlachsheim (Main-Tauber-Kreis) in seinem Äußeren instand gesetzt. Der Verputz mußte erneuert werden. Dabei trat in Teilen des aus verschiedenen Gebäuden zusammengewachsenen Hauses sogar ehemaliges Sichtfachwerk zutage. Doch zeigte es sich bald, daß es das Ziel der Denkmalpflege sein mußte, die Besonderheit des Anwesens nur unter Verzicht auf eine Darstellung früherer Zustände zu erhalten.

Für eine weitere Vertiefung in die Baugeschichte des Hauses fehlten die Dringlichkeit und auch die Zeit.

Daß wir in der „Wahrheitsfindung“ dennoch ein ganzes Stück weiter vorangekommen sind, verdanken wir dem Architekten und Bauforscher Hermann Günther aus Würzburg, dem Neffen des heutigen Denkmalbesitzers. Nach einem Verwandtenbesuch in Gerlachsheim, als das Fachwerk offenlag, erarbeitete er ein verformungsgetreues Aufmaß der Fassade und beschäftigte sich näher mit der Geschichte des Hauses. Wir übernehmen dankbar seine Studie und ergänzen sie mit einem Kapitel aus der Feder des zuständigen Konservators.



1 BUCHLERSCHES HAUS in Gerlachsheim nach der Instandsetzung.

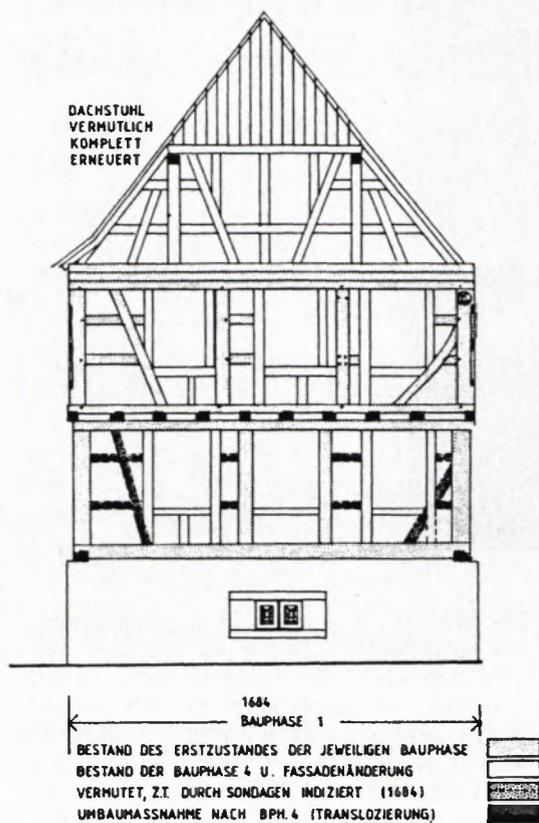
Der Wunsch, das auf den ersten Blick interessante Haus genauer kennenzulernen, zwang zunächst einmal zu einem verformungsgetreuen Aufmaß als Voraussetzung für präzisere Beobachtungen und Rückschlüsse. Ein Meßnetz, bestehend aus horizontalen und vertikalen Achsen, auf das alle Maße bezogen werden, dient dabei als Grundlage.

Da der Neuperputz rasch wieder aufgetragen wurde, stützt sich die Baubeschreibung und Analyse mancher Partien auf dieses Aufmaß. Ergänzende Bauuntersuchungen oder Detailfotos vom freigelegten Zustand waren daher nicht mehr möglich.

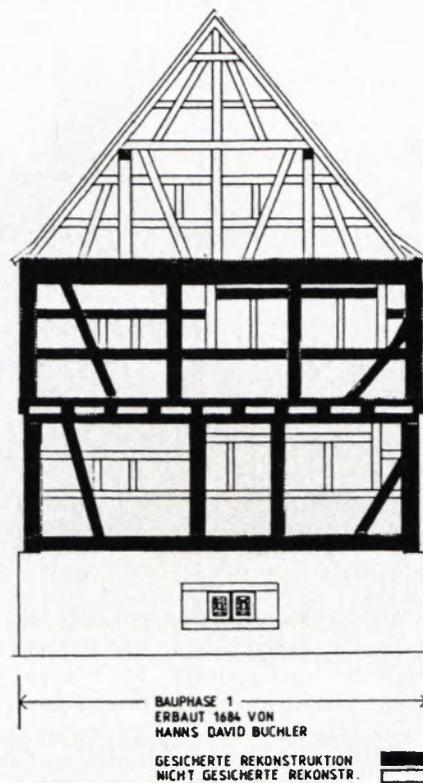
Zum geschichtlichen Hintergrund des Hauses

Gerlachsheim, heute ein Teilort von Lauda-Königshofen, liegt in einem Seitental der Tauber. Der ausgeprägte Weinanbau im Taubertal (1823 waren es noch 6772 ha Weinanbaufläche) und in den angrenzenden Seitentälern, eine damit verbundene Überproduktion wegen noch fehlender überregionaler Handelsorganisationen und Absatzmärkte begünstigte den schnellen Aufstieg der Familie Buchler nach den Wirren und wirtschaftlichen Krisen des 30jährigen Krieges. Durch die Absicht, den alten Reichsstädten ihre früheren Handelsbeziehungen zu verwehren, und mit dem Entstehen von absolut regierten Staaten mit merkantilistischen Grundzügen, entwickelte sich ein privat orientierter Handel unter dem Protektorat der Bischöfe von Würzburg.

Tüchtige Büttner aus Main- und Tauberkreis konnten ein ausgedehntes Handelsgebiet, insbesondere in Frankfurt, erschließen, der einzigen freien binnenländischen Reichsstadt, in der der Warenhandel ein ungewöhnliches Ausmaß annahm. Trotz starker Widerstände der Stadt Frankfurt etablierten sich dort fränkische Weinhändler, unter ihnen die Familie Buchler. So wurden bereits im Jahre 1731 schon 2018 Fuder (1 Fuder = 1000 Liter) nach Frankfurt transportiert. Der Reichtum der Weinhändlerfamilien nahm im 18. Jahrhundert ste-



2 BESTANDSÜBERSICHT der Bauphase 1.



3 REKONSTRUKTIONSVERSUCH der Bauphase 1.

tig zu. Die vielen Stiftungen von Bildstöcken und Kirchengausstattungen in und um Gerlachsheim geben dieser Bedeutung noch heute Ausdruck.

In Gerlachsheim tauchte der Name Buchler (Martin) zum erstenmal im Jahre 1651 auf, drei Jahre nach Beendigung des 30jährigen Krieges. Sein Sohn Hanns David Buchler begründete nach ehrenvoller Entlassung aus zwanzigjährigem Dienst als Klosterbüttner (1696) mit seinem Bruder Andreas neben seinem Büttner-Gewerbe die Weinhändlertradition. Auf ihn läßt sich Bauabschnitt 1 zurückführen. Johann Peter Buchler, der Sohn von Hanns David, heiratete die Tochter eines alteingesessenen Königheimer Weinhändlers, machte sich 1706 selbständig und gründete die Buchlersche Weinhandelskompagnie. Im gleichen Jahr ließ er das Haus seines Vaters durch einen Anbau vergrößern (Bauphase 2). Mit seinem Bruder Johann Martin, den er zum Kompagnon nahm, wurde nach dem kommerziellen Einstieg in Frankfurt ein neuer Absatzmarkt in Augsburg und Amsterdam gefunden. Zwei weitere Bauphasen an ihrem Stammhaus belegen die Expansion des Unternehmens.

Johann Peter Buchler starb im Jahre 1747. Seine Söhne Johann Michael und Johann Martin führten die Geschäfte in Gerlachsheim erfolgreich weiter. Erst durch die Folgen der Säkularisation und der Veränderung der marktpolitischen Situation sowie durch das sich im 19. Jahrhundert ändernde Konsumverhalten mußten die Weinhandelsgeschäfte aufgegeben werden.

Im Jahr 1857 ging das „Buchlerhaus“ in den Besitz der Familie Günther über, die heute die Weinbautradition dieses geschichtsträchtigen Hauses weiterführt.

Baubeschreibung und Analyse des Bestandes

Die mit ihrer Südseite der Straße zugewandte Fassade in ihrem heute weitgehend homogenen barocken Erscheinungsbild (Abb. 1) hat ihren Charakter erst im Laufe einer intensiven, schubweisen Bautätigkeit im 17. und 18. Jahrhundert erhalten. Zunächst unabhängig voneinander erstellte Baukörper wurden durch das Schließen einer Baulücke (vgl. Bauphase 4) und das Überformen der vorhandenen Fassade(n) zu einem einheitlichen, abgerundeten Gesamtkomplex umgebildet.

Bauphase 1

Der älteste ursprünglich freistehende Baukörper, das linke giebelständige Haus, wurde wohl 1684 fertiggestellt. Im östlichen Eckstiel sind im 1. Obergeschoß die Initialen (HDB), die Jahreszahl (1684) sowie das Zunftzeichen der Büttner, zwei gekreuzte Reithaken, in flachem Relief eingearbeitet; Hinweise auf Hanns David Buchler, Büttnermeister, als Bauherrn.

Sein Haus ist ein zweigeschossiges Eichenfachwerk auf halbgewölbohdem Bruchsteinsockel; der Dachstuhl – komplett in Weichholz errichtet – mit einer Abwalmung oberhalb der Kehlbalckenlage (Abb. 2).

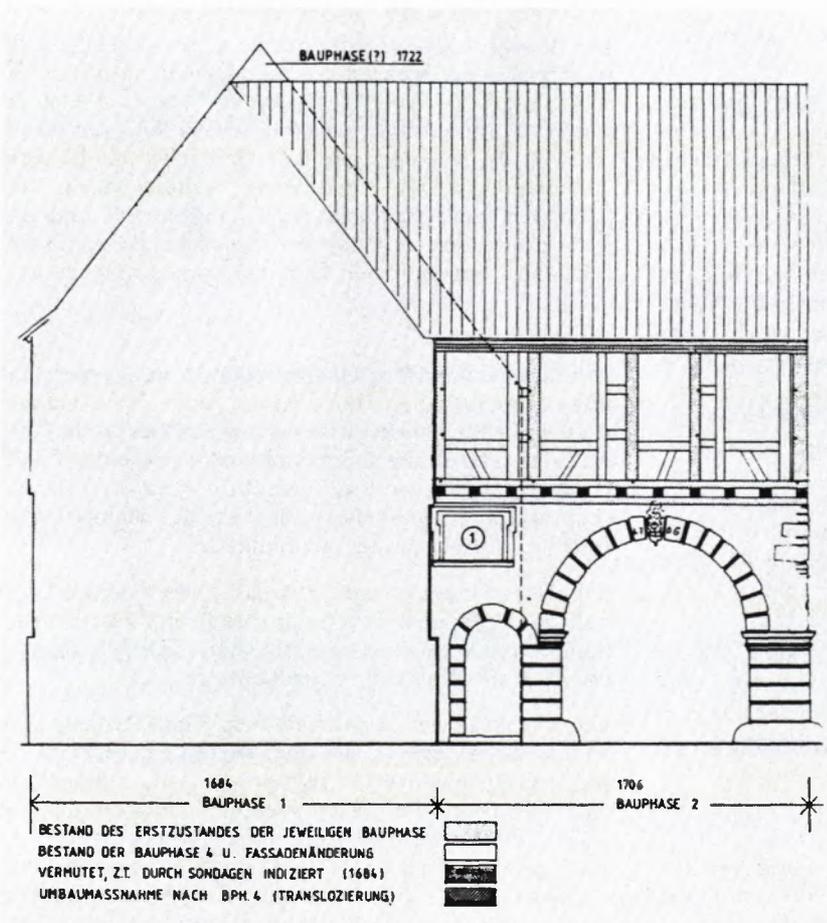
Das Gebäude war ursprünglich als Sichtfachwerk konzipiert, das Holzwerk läßt aber bereits die Tendenz erkennen, ein Fachwerk – rein konstruktiv, schmucklos, zum flächigen Überputzen geeignet – auszubilden. So weist z. B. die auf das Rähm aufgekämmte Deckenbalckenlage über dem Erdgeschoß noch Stich- und Gratstichbalcken auf, allerdings mit sehr geringer Auskragung. Deutlich läßt sich hier das Zurückdrängen eines



4 DER TORBOGEN trägt im Schlußstein die Initialen des inzwischen zum Weinhändler aufgestiegenen Küfers.

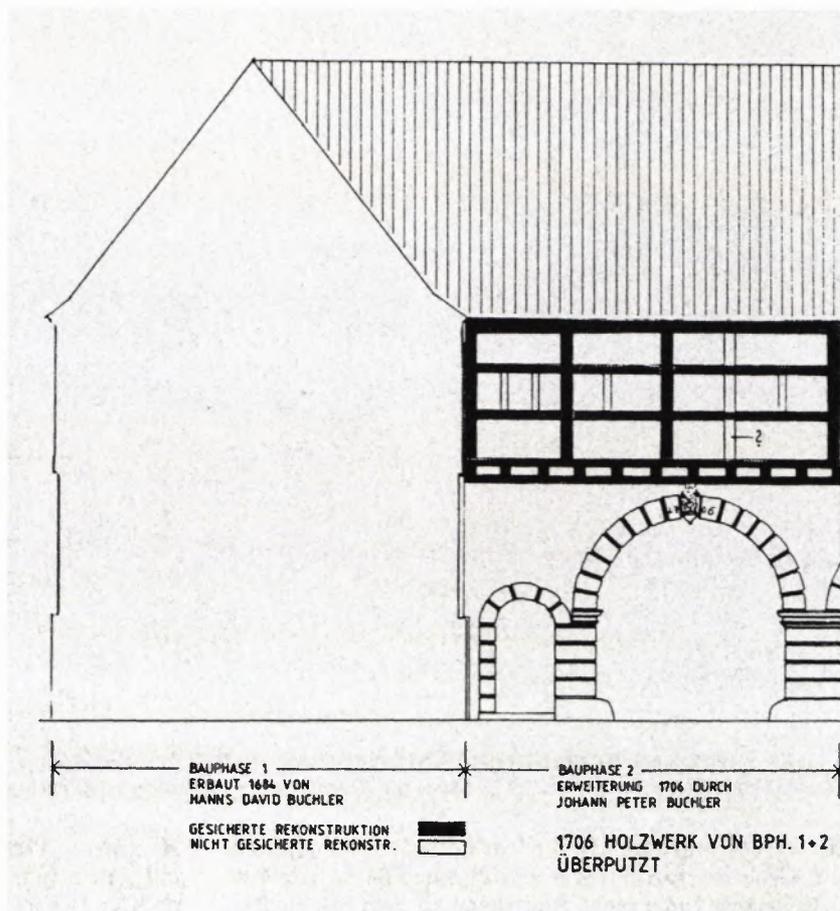
oft angewandten Konstruktionsprinzips des 15./16. und früheren 17. Jahrhunderts beobachten: Die oft weitausladenden Auskragungen bei Fachwerkbauten dieser Epoche werden zugunsten einer glatteren Fassadengestaltung aufgegeben, die im 18. Jahrhundert häufig durch Überputzen und illusionischer Architekturmalerei einen grundlegenden Wandel erfährt (vgl. Bauphase 2). Das gesamte aus der Erbauungszeit erhaltene Holzwerk ist sehr kräftig dimensioniert. Eckstiele im Erdgeschoß und die mit Hakenblatt verkämmte Frontschwelle besitzen Querschnitte bis zu 31 cm.

Die Queraussteifung gewährleisteten geschoßhohe, zum Teil gebogene Streben. Bis auf das Abkippen des westlichen Eckstieles im 1. Obergeschoß und Verwitterungserscheinungen in diesem Bereich blieb das gesamte Fachwerk in hervorragendem Zustand erhalten. Dies ist nicht zuletzt darauf zurückzuführen, daß es durch einen Lehmhäckselputz (nur im Erdgeschoß) und einen vollflächig überdeckenden Kalksandputz geschützt war. Der Lehmputz scheint nur aufgebracht worden zu sein, um die geringe Auskragung des 1. Obergeschosses zu kaschieren.



5 BESTANDSÜBERSICHT der Bauphase 2.

6 REKONSTRUKTIONSVERSUCH
der Bauphase 2.



Diese Maßnahme zur Veränderung des Erscheinungsbildes war nach Erstellung des Anbaus (s. Bauphase 2) notwendig geworden. Der Befund zumindest sagt aus, daß der älteste Baukörper (vom Jahr 1684) und der Anbau im Erbauungsjahr 1706 gemeinsam überputzt und farbig einheitlich gestaltet wurden. Somit hat die Fachwerksichtbarkeit des ältesten Baukörpers nur 22 Jahre gedauert.

Die Holzkonstruktion im 1. Stock des Hauses von 1684 konnte nur durch Sondagen nachgewiesen werden, um den dort verbliebenen Lehmputz nicht unnötig zu zerstören. Bei dieser Untersuchung sind unter dem Lehmputz Reste weißer Gefachfelder zutage getreten, die als Erstfassung angesehen werden können. Weitere Farbgebungen aus der Sichtfachwerkphase waren nicht nachweisbar.

Die Bruchsteinausfachung, die bis auf eine Stroh-Lehm-Ausbesserung im Bereich des westlichen Eckstieles vorhanden ist, erscheint baugleich. Die heute vorhandenen Fensteröffnungen des Hauses von 1684 mit den profilierten und geohrten Verkleidungen sind erst bei einer späteren Umbaumaßnahme im Laufe des 18. Jahrhunderts entstanden (s. u.) Die Fensteröffnungen zur Bauzeit waren nachweislich kleiner und unregelmäßig angeordnet (vgl. Bestandsübersicht/Rekonstruktionsversuch, Abb. 3). Aufgrund der vorgefundenen Befundsituation kann davon ausgegangen werden, daß sich – wie allgemein auch üblich – der Wohnraum in der Südostecke des Gebäudes befunden hat (evtl. auch im Erdgeschoß). Eine weitere Stube kann auch im ersten Stock (= Hochparterre) existiert haben.

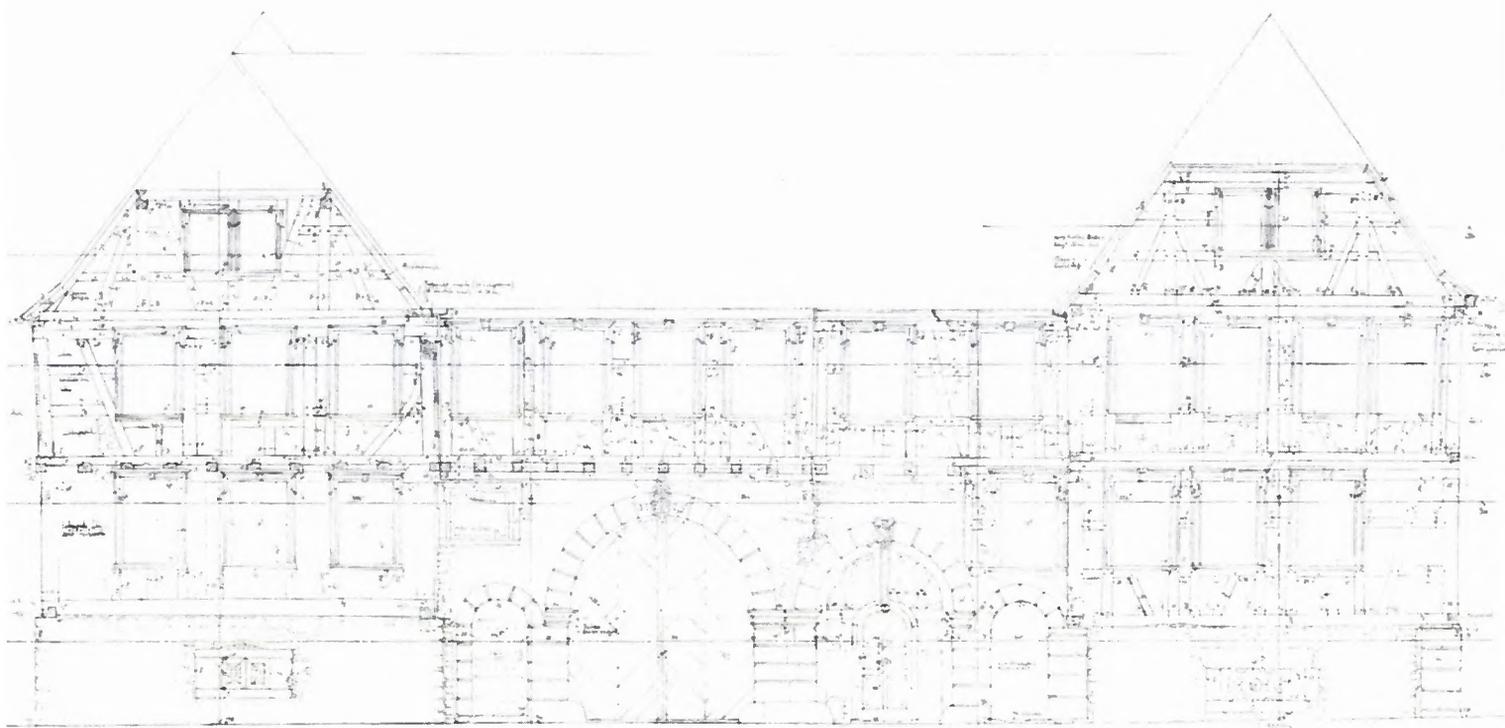
Vorgefundene Holzmagellöcher in Höhe ehemaliger

Riegel erlauben den vorgestellten Rekonstruktionsversuch (vgl. Bauphase 1, Abb. 3). Der Dachstuhl scheint – insbesondere wegen der fast ausschließlichen Verwendung von Weichholz – nicht bauzeitgleich (1684), zumindest jedoch ist seine Abwalmung eine spätere Änderung. Vermutlich wurde der Dachstuhl im Zuge der Fassadenregulierung (vgl. Bauphase 4) erneuert. Nur eine dendrochronologische Untersuchung ergäbe eine endgültige Klärung dieser Frage. Der Muschelkalk-Bruchsteinsockel mit seinem Natursteinschieber blieb im Erstzustand erhalten.

Bauphase 2 (Erweiterungsbau zu Bauphase 1)

Den ursprünglich freistehenden Bau der Bauphase 1 (1684) ließ der Besitzer Johann Peter Buchler durch einen traufständig zur Straße gestellten Anbau im Jahre 1706 vergrößern. Eine Inschrift – seine Intialen IPB sowie die Jahreszahl am Schlußstein des Torbogens – bezeugen die Durchführung dieser Maßnahme (Abb. 4 und 5).

Das Obergeschoß dieses Anbaus ist teils in Eiche, teils in Weichholz erstellt. Die sich zum Zeitpunkt unserer Untersuchung darbietende regelmäßige Fassadengliederung dieses Baukörpers ließ zunächst nicht vermuten, daß dieser ursprünglich im 1. Obergeschoß asymmetrisch gegliedert war. Bei genauer Differenzierung der eingebauten Hölzer nach Holzart sowie einer exakten Analyse der Abstände der Stiele und noch vorhandener Holzmagellöcher in den Eichenstielen kann mit recht hoher Wahrscheinlichkeit behauptet werden, daß es zu dem heutigen, der Mitte des 18. Jahrhunderts zuzurechnenden einen Vorzustand gab. Durch den An-



7 DAS VERFORMUNGSGETREUE BAUAUFMASS (im M 1:50 aufgenommen) erlaubt eine Menge von Detailbeobachtungen, die das inzwischen wieder verputzte Gebäude als Ergebnis einer mehrstufigen Entstehungsgeschichte erfahrbar gemacht haben.

bau (1706) muß die „Stube“ des ältesten Baukörpers von 1684 ihre Attraktivität verloren haben, da von der Ostseite kein Licht mehr eindringen konnte. Möglicherweise verlegte man das repräsentativste Zimmer nun in den Anbau über die Tordurchfahrt, eine Vermutung, die nur durch eine Befunduntersuchung im Inneren bestätigt werden könnte. Ein größerer Stielabstand der als ursprünglich (1706) vermuteten Eichenhölzer im südöstlichen Bereich kann als Hinweis für ein längeres Fensterband gewertet werden. Vorgefundene Holzna-gellöcher in Sturzriegelhöhe deuten auf einen sehr niedrig sitzenden Kopfriegel hin, ein Befund, der auf ein extrem niedriges Fensterband oder auf eine Reihung von Kreuzstockfenstern, d. h. Fenster mit hohen Oberlichtern über den Kopfriegeln, hindeutet (Abb. 6).

Putz- und Farbreste der ersten nachweisbaren Fassung geben Auskunft über Oberflächengestaltung und Farbgebung: das gesamte Gebäude (Bauphasen 1 und 2) war mit einem Kalksand-Haarputz überzogen. Dabei wurde die Baufuge zum ältesten Baukörper überbrückt. Kräftige rote Kalkfarbe mit schwarzen Strichen, deren Abstände zueinander nicht mehr nachgewiesen werden konnten, war sowohl auf der Südseite (über dem kleinen westlichen Türgewände) und in der Baufuge zwischen den Bauabschnitten 2 und 4 in geringsten Resten noch vorhanden. Nicht (mehr?) nachzuweisen war der häufig vorkommende zugehörige weiße Strich, der zusammen mit dem schwarzen Licht- und Schattenwirkung einer Werksteinfassade mit eingezogenen, gefaßten Fugen vortäuschen sollte – wie sie bei den Werksteingewänden der Toranlage tatsächlich vorhanden sind.

Im Zuge der barocken Überformung dieses Fassadenteils, der zeitgleich mit der Erstellung des vierten Bauabschnittes durchgeführt wurde, sind die Fensteröffnungen verändert und rhythmisiert worden (vgl. Bestandsaufnahme/Rekonstruktion). Dabei versah man

sie mit profilierten, geohnten Fensterbekleidungen, die mit einem imitierten Schlußstein typische Steinformen in den Holzbau übertragen haben. Das abgerundete Brüstungsbrett steht seitlich über und verleiht mit einer darunter angebrachten profilierten Leiste der Brüstung einen gesimsähnlichen Charakter. Größe und Machart entsprechen den späteren Gewänden im westlichen Bau von 1684 bis auf den Unterschied, daß bei den dort eingebauten im 1. Obergeschoß der Schlußstein fehlt. Dieser Unterschied ist um so weniger erklärbar, da anzunehmen ist, daß der Umbau der Fenster zur gleichen Zeit stattfand.

Zum Dach hin wird das Gebäude durch ein profiliertes Rähm und einen profilierten Stirnbalken abgeschlossen. Die mächtige Hofeinfahrt im Untergeschoß (aus Bruchsteinen) wird durch kräftig dimensionierte Rundbogen gerahmt. Die aufwendig ausgeführten Kämpfer ruhen auf gedrungenen kräftigen Schäften. Diese sitzen auf ausladend halbrund gearbeiteten Radabweisersteinen auf, die als Sockel in die Bogenarchitektur von vornherein integriert worden sind.

Der Schlußstein im Torbogen, als sitzender Löwe ausgebildet, trägt das Hauswappen des Hausherrn, den altdeutschen Merkurstab (?) mit den Initialen IPB (Johann Peter Buchler) in herzförmiger Umrandung. Die beiden ersten angrenzenden Werksteine des Torgewändes enthalten die Jahreszahl 1706 (Abb. 4).

Der Werksteinbogen der kleinen Türöffnung besitzt keinen Kämpfer und reicht einseitig ohne Gliederung bis zum Boden. Auf seiner der Durchfahrt zugewandten Seite ruht der Bogen ohne Kämpfer auf dem Pfeiler, der auch den Bogen der Hofeinfahrt trägt. Damit ergibt sich eine klare Abstufung in der Bedeutung der Bögen. Das Fenster mit dem Sandsteingewände oberhalb des Türdurchganges dient der Beleuchtung des dahinterliegenden Hauseinganges. Vermutlich wurde es

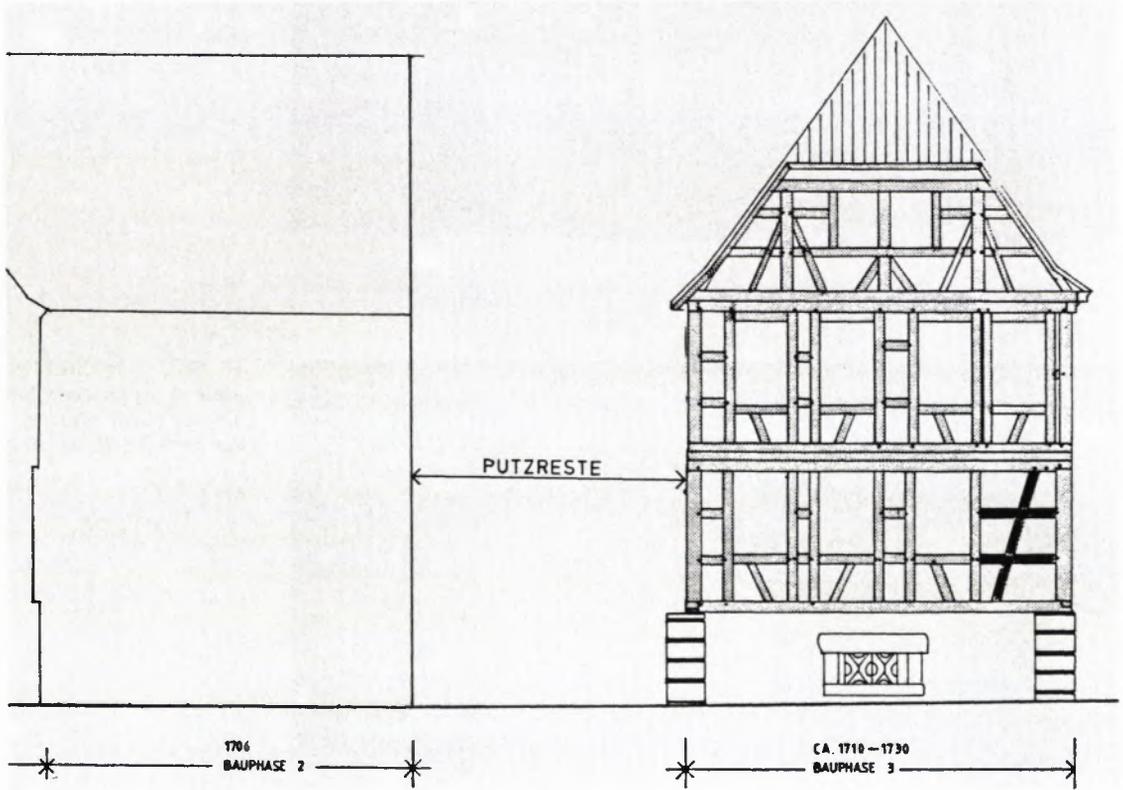
mit einem Anbau im Innenhofbereich, in dem sich der Treppenzugang befindet, zeitgleich eingebaut.

Weil der Putz mit Erstfassung von 1706 (?) über die gesamte Höhe der Baufuge zwischen den Bauabschnitten 2 und 4 verfolgt werden konnte, wurde klar, daß das Obergeschoß gleichzeitig mit dem Sockelgeschoß aus Bruchstein erbaut worden war.

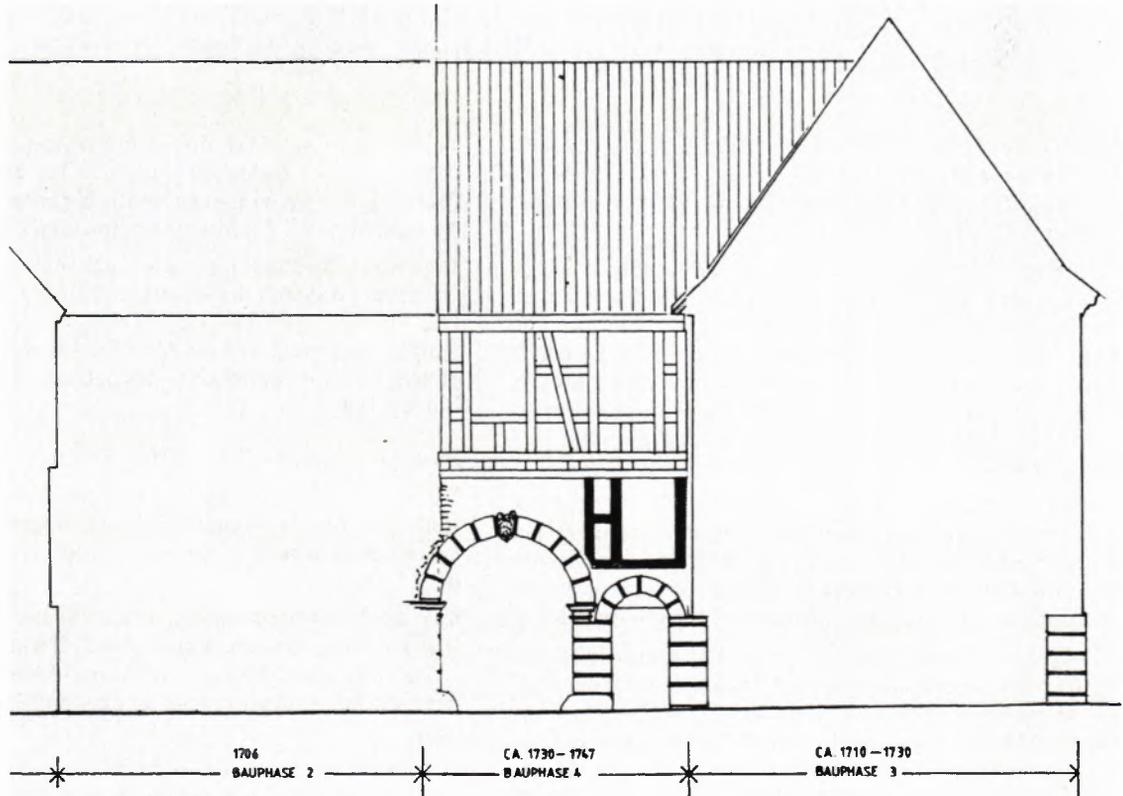
Bauphase 3, ca. 1710 bis 1730

Das ursprünglich freistehende Gebäude weist eindeutige Charakteristika eines „Putzfachwerkes“ (zum rechten Giebel gehörend) auf. Die symmetrisch angeordneten Stiele mit den großen Fensteröffnungen sowie die Fassade ohne Auskragungen dokumentieren den barocken Charakter des Gebäudes. Etwas ungewöhnlich er-

8 BE-
STANDS-
ÜBER-
SICHT der
Bauphase 3.



9 BE-
STANDS-
ÜBER-
SICHT der
Bauphase 4.





10 DIE REPARIERTEN *barocken Kreuzstockfenster bilden wieder eine Einheit mit den alten Klappläden.*



11 DIE SCHIEBEFENSTER im Dachgeschoß waren ohne Scheu unterschiedlich aufgeteilt worden, gleichzeitig mit den Drehflügel Fenstern der „Beletage“.

scheint die Verwendung von Eichenholz bei sämtlichen Holzteilen. (Bei den auf Verputz und damit auf Sichtbarkeit angelegten Fachwerken wurde meist Weichholz verwendet.)

Die Fensterumrahmungen mit der aufwendigen Profilierung und der Ohrung (sonst aufgenagelte profilierte Dielen) sind an diesem Beispiel erstaunlicherweise aus dem Vollholz herausgearbeitet. Diese Technik, handwerklich sehr aufwendig, und sicherlich teuer, erweist sich jedoch als um so haltbarer, wenn man bedenkt, daß keine Fugen dem Wasser einen Angriffspunkt bieten können.

Die klar gegliederte, bis auf eine „fehlende“ Fensteröffnung symmetrisch gegliederte Fassade – außer den Fensterverkleidungen absolut schmucklos – beschränkt sich auf die nach damaliger zimmermannsmäßiger Auffassung notwendigen konstruktiven Hölzer (Abb. 8.).

Ein kleines Rätsel ist die „fehlende Fensteröffnung“ im Erdgeschoß; doch ein Holznagelloch genau an der Stelle, an welcher man den Stiel eines Fenstergestells erwartet hätte, läßt den Schluß zu, daß hier ein ursprünglich vorhandenes Fenster ausgebaut und transloziert wurde: das eichene Fenstergestell über dem östlichsten

Türbogen weist genau die vermutliche Größe des „ausgebauten“ Gewändes auf und auch bei diesem sind die Profile aus dem massiven Holz herausgearbeitet! Die Abwalmung des Daches erscheint hier ursprünglich.

Das Kellergeschoß ragt, wie auch bei dem zuerst beschriebenen Gebäude, etwa zur Hälfte aus dem Boden. Die beidseitigen Werkstein-Eckquaderungen sind mit einiger Sicherheit erst spätere Ergänzungen, wohl zeitgleich mit der Erstellung des letzten Bauabschnittes, hinzugefügt.

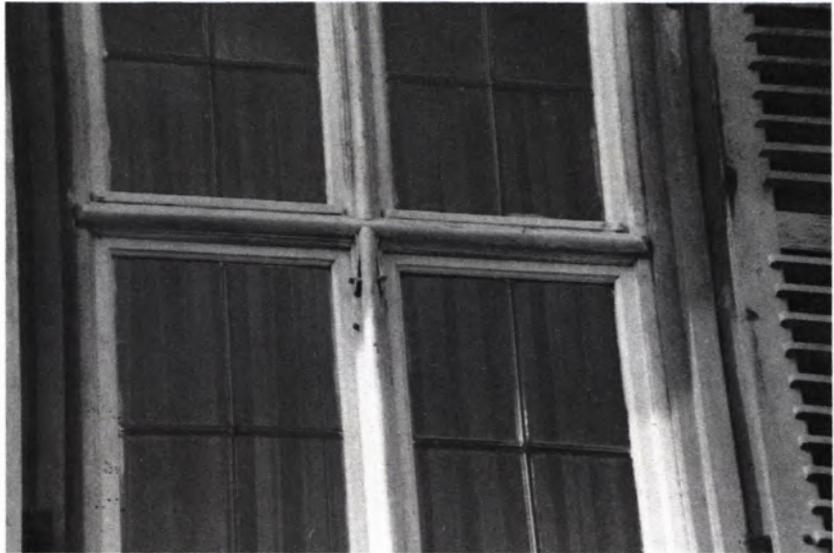
Bauphase 4, ca. 1730 bis 1747

Dieser vom Umfang her kleinste der vier Bauabschnitte stellt die für die Bildung des sich heute anbietenden barocken Gesamtkomplexes wichtigste Baumaßnahme dar (Abb. 9).

Die Baulücke zwischen den bestehenden Gebäudeteilen wird geschlossen. Durch Veränderungen der Fenstergrößen und der Fensterstellung erhält der Baukörper eine fast symmetrische, weitgehend homogene Fassade.

Als baumeisterliche Leistung ist zu würdigen, daß die noch getrennten Bauwerke in einer heute selbstverständ-

12 DIE BAROCKEN DREHFLÜGELFENSTER zeigen die letzte Fortentwicklung des in der Gotik entstandenen Kreuzstock-Fensters. Bei geöffneten Flügeln bleibt der Kreuzstock sichtbar stehen. Die Kämpfer- und Mittelstockprofilierung sind gleich, ablesbar an ihrer gegenseitigen Durchdringung.



13 DAS KLASSIZISTISCHE DREHFLÜGELFENSTER betont die Horizontale des Kämpfers mit einem Gesimsprofil. Der Mittelstock ist zwar erhalten, aber wie eine Schlagleiste unprofiliert untergeordnet worden.



lich erscheinenden Weise verbunden wurden. Mit der Spiegelung und Verdoppelung der beiden vorhandenen Rundbögen, die mit ihren unterschiedlichen Größen keiner strengen Symmetrie folgen und dadurch ein hohes Maß an Harmonie erreichen, erhält die Anlage einen imposanten Charakter. Zur Abrundung der Gesamtwirkung wird vermutlich auch das Dach des ältesten Bauteils von 1684 abgewalmt oder sogar in der Dachneigung gänzlich geändert (vgl. Bauphase 1).

Die „letzten“ zwei Fensteröffnungen im Fachwerkobergeschoß passen sich zwanglos in den Rhythmus der Fassadengliederung ein, obwohl die Achsabstände nicht den vorgegebenen entsprechen. Das Holzwerk dieses letzten Bauteils erscheint zusammenhanglos gemischt in Eiche und Weichholz.

Die Fensteröffnung über dem kleinsten östlichen Torbogen läßt sich als eine spätere Umbaumaßnahme (vgl. Bauphase 4) identifizieren. Der Einbau einer kleinen Kammer über der rechten kleinen Rundbogenpforte machte eine zusätzliche Fensteröffnung notwendig. Die Pforte mußte wohl daraufhin wieder verschlossen werden, da die Decke der Kammer in den ehemaligen Eingang hinabreicht. Diese Umbaumaßnahme läßt sich

aufgrund der inneren Fensterverkleidung wohl noch in die Mitte des 18. Jahrhunderts datieren.

Bauphase von 1722, in der relativen Bauabfolge nicht eindeutig einzuordnen

Wie auf der Abbildung 5 erkennbar, wurde ein Anbau an den ältesten westlichen Baukörper von 1684 angefügt. Von außen macht er sich nur durch einen erhöhten Firstverlauf bemerkbar, der jedoch vom Standort des Betrachters auf der Straße nicht zu sehen ist. In diesem Anbau befindet sich die 1722 datierte Zugangstreppe für den westlichen Trakt.

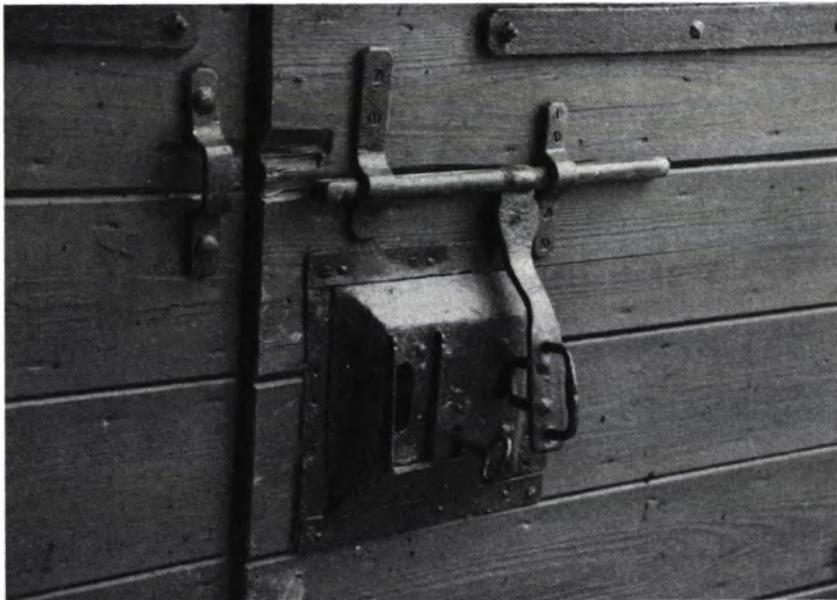
Zum restauratorischen Konzept

Auch ohne die von H. Günther hier vorgestellten Detailergebnisse war beim Besuch auf der Baustelle nach dem miteinander vereinbarten Abschlagen des nur wenige Jahrzehnte alten Putzes rasch klar, daß das Buchlersche Haus aus mehreren Bauteilen zusammengewachsen war. Diesen gewachsenen Zustand zu erhalten, mußte das Ziel der Denkmalpflege sein, wenn man nicht Gefahr laufen wollte, das Ganze wieder in seine Einzelteile „auseinanderzurestaurieren“.

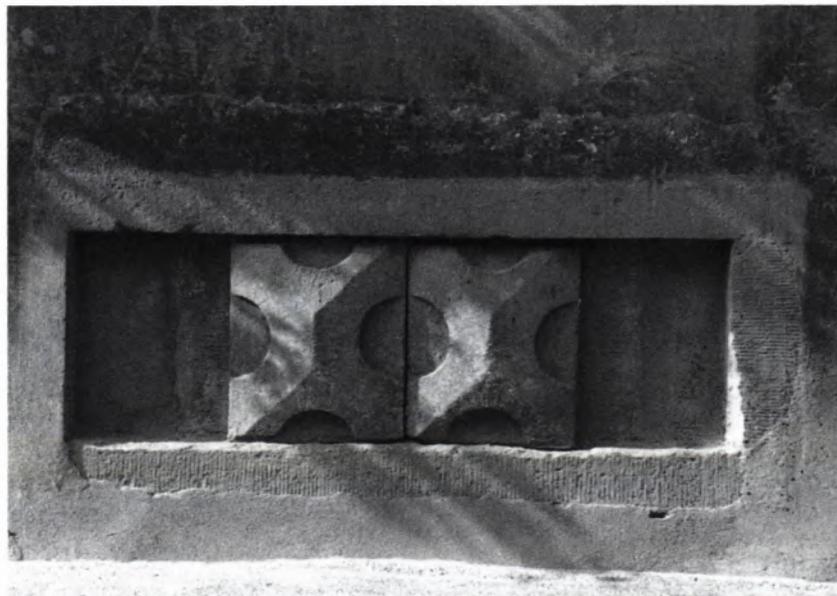
In einem Detailpunkt konnte sich der Konservator den-



14 BAROCKFENSTER, das sich auf dem Dachboden fand. Es wurde inzwischen wieder eingebaut!



15 DAS ALTE KASTENSCHLOSS tut heute noch an einem der Tore im Hofinnern seinen Dienst. Es blieb erhalten, obwohl die zugehörigen Torflügel erneuert wurden.



16 MIT STEINSCHIEBERN werden die Kelleröffnungen verschlossen, eine für die Hohenloher Landschaft typische Einrichtung, die immer seltener wird.

noch nicht verkneifen, das selbstgesteckte Ziel zu verlassen: Die aufwendig geschnitzten Eckstiele des Hauses aus Bauphase I (1684) wurden nicht überputzt und sind heute sichtbar geblieben, jedoch mit der Fassadenfarbe überstrichen, um die Einheit des Fassadenbildes nicht zu stören. Der aufmerksame Beobachter erhält damit eine zusätzliche Information zur Baugeschichte.

Vom letzten Zustand der Fassadenfarbigkeit wurde nur das Sandsteinrot der Werksteineinfassungen übernommen, mit dem auch schon zur Barockzeit die grauen Kalksteine überfaßt worden waren. Um diese Werksteinteile besser miteinander zu verbinden, wurde – ohne entsprechenden Befund – der Sockel des Hauses in einem rötlichen Sandton gestrichen, welcher die Farbwirkung der roten Gewände und Bögen steigert. Das Gelbocker der übrigen Fassade und die Farbgebung der (sandsteinfarbigen!) Fensterbekleidungen und der Klappläden (stumpfes Grün) gehen auf einen spätbarocken Zustand des Hauses zurück.

Zur hohen Originalität des Hauses

Es grenzt schon an ein Wunder, daß am Güntherschen, ehem. Buchlerschen Haus ein nahezu vollständiger Katalog der Originalausstattung bis heute (und morgen) erhalten geblieben ist. Der an Details des großbürgerlichen Barocks Interessierte findet hier aus der Bauzeit des Hauses: Türen und Tore, Fenster verschiedener Typen und Gestaltung (s. u.), Fenstergitter, Treppen, Stuck und Ofennischen, kurz, das gesamte Repertoire der Handwerkskunst dieser Zeit. Nur die Dachdeckung und der Außenputz waren wesentliche Erneuerungen des 20. Jahrhunderts.

Im Zuge der Fassadeninstandsetzung stand auch die Frage einer Fenstererneuerung an. Die Barockfenster waren aufgrund vieler Reparaturen, die zu mehrfachem Entfernen der Winkelbänder gezwungen hatten, so klapperig geworden, daß ihre Erneuerung durch ähnlich gestalteten Ersatz notwendig schien.

Der handwerklichen Meisterschaft von Rolf Hekeler, Rottweil, erfahren in Sonderanfertigungen und Repara-

turen historischer Fenster, ist es zu verdanken, daß alle Originalfenster wieder gefestigt und funktionstüchtig gemacht werden konnten, und daß zu ihrer Ergänzung (und Entlastung) jeweils ein neues Fenster in ca. 10 cm Abstand an der Innenseite hinzukomponiert worden ist. Diese sogenannten Kastenfenster haben sogar günstigere Wärme- und Schalldämmwerte als die handelsüblichen Verbund- und Isolierglasfenster!

Auf dem Dachboden standen einige ausrangierte Fenster herum. Dabei auch die – heute wieder eingebauten – ehemaligen Bühnenfenster in Schiebefenster-technik. Sie können uns in ihrem wiederhergestellten, gleichzeitigen Nebeneinander von der damaligen Wertschätzung der Drehflügel- und Schiebefenster (vgl. Nachrichtenblatt 12, 1983, S. 119–127) erzählen und setzen ein Streiflicht auf das ehemals durchaus mögliche (aus heutiger Ordnungsliebe oft als unmöglich empfundene) Nebeneinander verschiedener Elemente auch an herausragenden, anspruchsvollen Bauten. Solche überraschenden Detailerkennnisse an historischen Gebäuden zwingen auch den Denkmalpfleger (als „Kind seiner Zeit“) immer wieder, sich zu wundern und mit der Formel: „Früher hat man . . .“ recht vorsichtig und bescheiden umzugehen!

In einem Idealfall wie diesem konnten die gewonnenen Erkenntnisse nur mit einem besonders aufgeschlossenen Team umgesetzt werden. Das Bauherren-Ehepaar hat von Toleranz bis zur aktiven Förderung wesentlichen Anteil am Ergebnis der Zusammenarbeit erworben.

*Dipl.-Ing. (FH)
Hermann Günther
Paul-Ehrlich-Straße 6
8708 Gerbrunn*

*Dr. Norbert Bongartz
LDA · Bau- und Kunstdenkmalpflege
Mörikestraße 12
7000 Stuttgart 1*

1 GEBRAUCHSKERAMIK, die in der Deckenfüllung der Decke über dem ersten Obergeschoß gefunden wurde, aus Leonberg, Oberamteistr. 9.



Johannes Wilhelm: Funde in Kulturdenkmalen – Dokumente im Bauschutt

Jede Altbausanierung an und in Kulturdenkmalen gibt einen weiteren Einblick in das Bauwesen vergangener Zeit und läßt zum Teil auch Umstände des Lebens erkennen, die sich in der Nutzung dieser Gebäude niederschlugen. Nur selten liegt jedoch der Glücksfall vor, daß sich eine historische Schicht unverändert bewahrt hat. Meist überlagern sich verschiedene Zustände, verdecken die eigentliche Bedeutung des Dokumentes, die sich auch für den Fachmann erst durch das Deuten einzelner Relikte wieder entdecken und erkennen läßt.

Die Forderung nach Standsicherheit, die statische Prüfung sowie der Wunsch, eine weitgehende Nutzung in dem Altbau unterzubringen, führen meist zu einer eingehenden Untersuchung der grundlegenden Baukonstruktion. Die Belange heutiger Wärme- und Schalldämmung verursachen oft den Totalverlust der alten Ausfachungen, die neuen Mauermaterialien weichen müssen, so daß eine unter diesen Aspekten vorangetriebene Sanierung nur das Skelett eines historischen Baus an die nächsten Generationen weitergibt. Verloren ist in einem solchen Fall jede Spur, die historische Nut-

zung, Wandel der Gebräuche und der Wohnkultur überliefert. Angesichts der ausgedehnten Sanierungsgebiete und der Anzahl der durchgreifenden Sanierungsvorhaben läßt sich erahnen, welcher Verlust an historischen Zeugnissen sich derzeit im Baubestand des Landes vollzieht.

Beim Umfang dieser Verluste nehmen sich die wenigen Maßnahmen, die durch ausführliche Dokumentationen von Bauforschern wenigstens das bei der Sanierung zutage tretende Material für die Nachwelt und für die Forschung zu erhalten suchen, äußerst gering aus. Oftmals werden auch dabei in erster Linie das Gefüge sowie die historische Wandstruktur und Wandschichtung beachtet, während Materialien, die als Auffüllung in Decken und Gewölbezwickeln lagen, zumeist bei vorbereitenden Arbeiten von ungeschulten Bauhelfern entfernt wurden und für die genauere Untersuchung dann bereits verloren sind. Teile von Keramik, Knochen und andere Bruchstücke von Gerätschaften, die hierbei gefunden werden, gelten landläufig als Schutt und Gerümpel ohne Wert.



2 ORNAMENTALE OFENKERAMIK. Die Fragmente stammen aus der Deckenfüllung über dem ersten Obergeschoß des Gebäudes Oberamteistr. 9 in Leonberg.

3 TIERKNOCHEN, *Tierschädel und Schneckenhäuser* geben möglicherweise einen direkteren Einblick in die ehem. Funktion des Raumes. Der Fund ist aus dem Schillingschen Schlöble, Oberlenningen.



Daß dabei aussagekräftige Spuren ehemaliger Nutzung verschwinden, ja Teile der gebäudeeigenen Geschichte vernichtet werden, wird deutlich, wenn man die folgenden Beispiele sieht. Bei der Skelettierung des auf das Jahr 1413 zurückgehenden Fachwerkhauses in der Oberamteistraße 9 in Leonberg (Kreis Böblingen) wurden Zufallsfunde im Frühjahr 1986 geborgen. In einer Deckenfüllung über dem ersten Obergeschoß kamen Überreste eines Kachelofens (oder mehrerer?) zutage, die sich durch Ornamentik und die figürlichen Fragmente sowie durch ihre grüne und schwärzliche Glasur auf die Zeit um 1600 datieren lassen. Zusammen mit diesen Spuren aus der Zeit der Renaissance waren verschiedene Gefäße in die Deckenfüllung eingebracht worden. Darunter Überreste eines schmalen hohen Gefäßes, das sich aufgrund der Glasur und der Brandspuren an der Keramik als Bestandteil eines der Kachelöfen bestimmen läßt. Daneben kamen Henkelkrüge mit

leichtgeschwungenen, eingezogenen Hälsen zum Vorschein, die man wohl in das ausgehende 18. Jahrhundert datieren muß. Diese waren alle zur Zeit der Auffüllung bereits beschädigt. Die Spuren in dieser Deckenfüllung verweisen auf einen Umbau des ausgehenden 18. Jahrhunderts, bei dem die Öfen, nachdem sie ungefähr 150 bis 180 Jahre im Gebrauch waren, gegen neuere Heizanlagen ausgetauscht wurden. Dabei entledigte man sich wohl auch unbrauchbaren Hausrats jüngerer Zeit. Nur durch Zufall wurden diese Funde, die einziger Anhaltspunkt für den Stand der Ausstattung dieses Gebäudes zur Zeit der Renaissance sind, festgehalten. Eine systematische Suche und Erfassung konnte in diesem Fall nicht erfolgen.

Bessere Bedingungen lagen bei der Untersuchung in dem von Schillingschen Schlöble in Oberlenningen (Kreis Esslingen) vor, wo derzeit eine systematische bauhistorische Untersuchung des Gebäudes, das in sei-

4 AUS DER GEWÖLBEFÜLLUNG über dem Kellergewölbe des Schillingschen Schlöble kamen diese Funde zutage.





5 STEINGUT und Gebrauchskeramik aus dem Schillingschen Schlößle, Oberlenningen.



6 EINE MENGE GEBRAUCHSKERAMIK ebenfalls aus dem Schillingschen Schlößle, Oberlenningen.

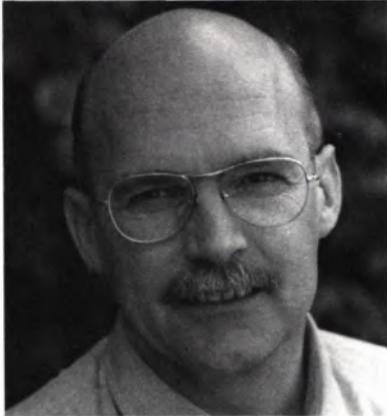
nem Fachwerkbauteil auf die Jahre um 1596 zu datieren ist, durch Dr.-Ing. Johannes Cramer, Darmstadt, vorgenommen wird. Die hier vorgestellten Funde stammen alle aus der Auffüllung im Erdgeschoß über dem Kellergewölbe. Tierknochen, Schneckenhäuser sowie eine nicht geringe Anzahl von Keramikgefäßen, die sich in ihrer Form auf die Zeit um 1800 datieren lassen, dürften hier nach dem Abschluß der Untersuchungen eine genauere Deutung der ehemaligen Raumfunktion ermöglichen. Im Vergleich zu dem Beispiel aus Leonberg weisen die Oberlenninger Funde, die nicht zufällig, sondern anlässlich einer umfassenden bauhistorischen Untersuchung erfaßt wurden, eine größere Dichte auf, welche unter Umständen bei der Auswertung durch Nachbarwissenschaften, wie z. B. Volkskunde, eine weiterreichende Kenntnis über die Lebensgewohnheiten dieser Zeit geben kann.

Beide Beispiele zeigen einen Ausschnitt dessen, was bei vorschneller Räumung von Altbauten verlorengeht. Vernichtet werden dabei vor allem Bestände der frühen

Neuzeit und des 18. und frühen 19. Jahrhunderts, deren Erfassung und Ausdeutung heute zum großen Teil noch nicht befriedigend ist. Die Beobachtung und Bergung dieser Funde setzt allerdings geschulte Fachkräfte voraus, die auch dem Landesdenkmalamt nicht im erforderlichen Umfang zur Verfügung stehen, so daß dabei freie Bauforscher herangezogen werden müssen. Auch eine entsprechende Sensibilisierung der Architekten hinsichtlich dieser Problematik könnte dazu beitragen, die Verluste auf diesem Gebiet geringer zu halten. Die genannten Beispiele sollten dazu anregen, diese jüngeren Schichten der Bauwerke zu beachten, ihren Bestand, wenn er schon durch die Sanierung des Gebäudes nicht am Ort verbleiben kann, zu bergen und wenigstens in Schrift und Bild späteren Generationen zu überliefern.

*Dr. Johannes Wilhelm
LDA · Bau- und Kunstdenkmalpflege
Mörikestraße 12
7000 Stuttgart*

Personalia



Hannes Eckert

Referent für Bauforschung

Hannes Eckert, geboren 1942, stammt aus einer Architektenfamilie und wuchs in Kirchzarten/Breisgau auf. Nach dem Abitur am Freiburger Kepler-Gymnasium studierte er von 1961 bis 1969 an der Technischen Hochschule Karlsruhe Architektur. Prägend ist in diesen Jahren eine mehrmonatige Büropraxis in Accra/Ghana gewesen, die das Verständnis für andersartige Lebensformen

weckte. Nachhaltig wirkten die Vorlesungen der Professoren Tschira und Eiermann, die das Bauen in den größeren Zusammenhang mit vergangenen Kulturen und mit modernem Alltag stellten. Die eigene Suche nach rationalen Entwurfsgrundlagen führte zur Baugeschichte. Erste wissenschaftliche Erfahrungen ermöglichten die Lehrer Tschira, Ohr und Sinos in Schwarzach, Pompeji und Griechenland.

Dem Studium folgte seit 1970 die eigene Lehrtätigkeit unter den Professoren Müller-Wiener und Haas am Lehrstuhl für Baugeschichte der Technischen Hochschule Darmstadt. In städtebaulichen und bautypologischen Themen verflochten sich Bau- und Kulturgeschichte, verdeutlichte sich der prozeßhafte Charakter historischer Arbeit. Diese Ziele verfolgte auch die damals begonnene und bis heute fortgesetzte Mitarbeit am Europäischen Ausbildungszentrum für Handwerker im Denkmalschutz in Venedig.

Ein neuer Abschnitt begann 1980 mit einem Werkvertrag des Landesdenkmalamtes „für die bauhistorische und architektonische Betreuung der Untersuchung und Restaurierung der Martinskirche in Kirchdorf/Brigachtal“. Bei dieser Arbeit, die erst in einigen Jahren abgeschlossen sein wird, wird Neues er-

fahren, die meist schwer erschließbare Eigenständigkeit jedes Baudenkmals und seine substantielle Gefährdung durch jegliche Eingriffe, was zu einem behutsamen Umgang mit den Baudokumenten zwingt. Dies ist auch in den Jahren 1982–86 das Arbeitsziel, in denen Eckert als Gebietsreferent in den Landkreisen Lörrach und – kurzfristig – Rottweil und im Schwarzwald-Baar-Kreis arbeitete. Das Bewahren des Bestehenden ist, da im Interessenkonflikt zwischen Zeugnis und Nutzwert, Erhaltungsfähigkeit und Aufwand, oft schwer im öffentlichen Raum verständlich zu machen.

Anfang 1987 erfolgte dann der Wechsel von Freiburg nach Stuttgart auf die neugeschaffene Stelle eines Bauforschers, ein Wechsel, der durch den Reiz der neuen Aufgabe gerechtfertigt erschien. Bauhistorische Untersuchungen sollen die Kenntnisse über einzelne Baudenkmale vertiefen, im Detail ihren Zeugniswert als Dokumente einer vergangenen Zeit klären und ihre Erhaltungsfähigkeit prüfen. Bauhistorische Untersuchungen leisten damit eine wichtige Grundlage für substanzschonende, denkmalpflegerische Konzepte und bedürfen deshalb eines festen Platzes in der Bau- und Kunstdenkmalpflege.



Eckart Hannmann

Leiter der Außenstelle Karlsruhe

Mit Wirkung vom 1. März 1987 wurde Dr. Eckart Hannmann zum Leiter der Außenstelle Karlsruhe und gleichzeitig zum Leiter des Gebietsreferates Karlsruhe für den Bereich der Bau- und Kunstdenkmalpflege berufen. Er hat damit die Nachfolge des unvergessenen, viel zu früh verstorbenen Prof. Dr. Peter Anstett angetreten.

Der gebürtige Mecklenburger, in Norddeutschland aufgewachsen, studierte in Hamburg Kunstgeschichte, Vor- und Frühgeschichte und Klassische Archäologie. 1971 promovierte er mit einer Arbeit über den Weinbrennerschüler Carl Ludwig Wimmel.

Sein schon während der Schulzeit gewecktes, eher theoretisches Interesse für denkmalpflegerische Probleme konnte er noch im gleichen Jahr beim damali-

gen Staatl. Amt für Denkmalpflege in Tübingen in der Praxis erproben. Nach kurzer Einarbeitungszeit wurden ihm hier als Gebietsreferent insgesamt sechs Landkreise, darunter auch die heute zum Regierungsbezirk Karlsruhe gehörenden Schwarzwaldkreise Calw, Freudenstadt und Horb übertragen. Nach der Verwaltungsreform 1973 übernahm er den Zollernalbkreis und den Kreis Sigmaringen, also die ehemals hohenzollerischen Gebiete. Zuletzt betreute Eckart Hannmann den Alb-Donau-Kreis und den Kreis Tübingen, für den er von Beginn seiner denkmalpflegerischen Arbeit an zuständig war.

Neben seiner eigentlichen Tätigkeit als Bau- und Kunstdenkmalpfleger übernahm Hannmann eine Reihe weiterer zusätzlicher Aufgaben wie Öffentlich-

keitsarbeit, Mitarbeit im Redaktionsausschuß des „Nachrichtenblattes“, Lehrtätigkeit an der Universität Tübingen etc. In seinen Publikationen beschäftigt er sich hauptsächlich mit denkmalpflegerischen und architekturgeschichtlichen Themen, wobei die Baukunst des 19. Jahrhunderts vom Klassizismus bis zum Historismus im Mittelpunkt steht – eine Zeit, die gerade im Regierungsbezirk Karlsruhe mit bedeutenden Werken vertreten ist.

Hannmann hofft, daß nach der in Aussicht genommenen, dringend notwendigen personellen Aufstockung der Denkmalfachbehörde und einer damit einhergehenden Entlastung der Konservatoren von reinen Verwaltungsaufgaben, wieder mehr sachbezogene, d. h. dem Kulturdenkmal in seinen vielfältigen historischen Aussagen dienende Aspekte in den Vordergrund des denkmalpflegerischen Alltags treten werden. Der mitunter schöne Schein eines „runderneueren“ Kulturdenkmals, in dem sich viele sonnen können, darf nicht darüber hinwegtäuschen, daß das Hauptanliegen die Bewahrung der historischen Substanz sein muß, ein Aspekt, der in der gegenwärtigen Hektik des Sanierungsbetriebes allzu leicht immer noch übersehen wird.



Bernhard Laule

Bau- und Kunstdenkmalpflege
Außenstelle Freiburg

Dr. Bernhard Laule wurde 1950 in Freiburg im Breisgau geboren und verbrachte seine Kindheit und Schulzeit in Südbaden. Ab 1972 studierte er in Konstanz Architektur. Nach dem Examen 1976 belegte er für ein Semester ein Seminar über Städtebau, um dann, seinen Neigungen folgend, an der Albert-Ludwigs-Universität in Freiburg das Stu-

dium der Kunstgeschichte aufzunehmen. Daneben belegte er die Fächer Klassische und Urgeschichtliche Archäologie. Bald zog ihn die Architekturgeschichte besonders an, und so widmete er sich vor allem der französischen Architektur des Mittelalters und der frühen Neuzeit sowie der Renaissancebaukunst in Italien. Auch der Architekturtheorie und den Architekturzeichnungen galt sein Interesse. 1982 wurde er mit dem Thema „Schloß Madrid. Studien zur Planungsmethode und zur Ikonographie eines Profanbaus des 16. Jahrhunderts in Frankreich“ promoviert. Um den Bezug zur Architektur der Gegenwart und zum Bauen nicht zu verlieren, gehörte er während seines Studiums als freier Mitarbeiter einem Architektenbüro an. Mehrere Publikationen haben französische Architektur zum Thema.

Seit seiner Einstellung beim LDA 1983 inventarisierte er bis 1986 einen Großteil des Landkreises Rottweil. Zum ersten Januar 1987 wurden ihm die Aufgaben eines Gebietskonservators bei der Außenstelle Freiburg übertragen.

Mitteilungen

Ein weiteres Buocher „Paradepferd“: Zur Eröffnung des Museums im „Hirsch“, Buoch.

Seit dem 3. April 1987 besitzt der Remshaldener Ortsteil Buoch, Rems-Murr-Kreis, mit den einladend gestalteten, im Rahmen einer Feierstunde eröffneten Räumen des Museums im „Hirsch“ einen neuen kulturellen Mittelpunkt und ein Aushängeschild eigener Art.

Den Kernbestand der Ausstellung bilden die beim Bau des Gemeindezentrums in den frühen 80er Jahren zutage gekommenen Keramikfunde, die überhaupt den Anstoß zur Museumsgründung gegeben hatten. Das didaktisch sorgfältig aufbereitete Material wird anschaulich abgerundet durch Leihgaben u. a. aus dem Württembergischen Landesmuseum Stuttgart und aus Privatbe-



sitz. Insgesamt wird hier eine lebendige Vorstellung von der Arbeitsweise und den Erzeugnissen einer Töpferwerkstatt vermittelt, die im 13./14. Jahrhundert in weitem Umkreis maßgeblich war.

In staufischer Zeit hauptsächlich auf die Herstellung feinen Tafelgeschirrs (sog. Feinware Buocher Provenienz) spezialisiert, wurden in Buoch aber auch Gebrauchsgegenstände wie die bekannten Keramikpferdchen, wohl aus dem 13. Jahrhundert stammende Spielzeuge, und technische Keramik wie z. B. Wasserrohre produziert.

Eine zweite Ausstellungsabteilung „Dichter in Buoch“ zeichnet ein Bild des „Schwäbischen Dichterkreises“, der sich im Heim der Buocher Pfarrersfamilie Reinfelder traf, illustriert aber auch das zeitgenössische Alltagsleben auf den Höhen des Remstales.

Das Buocher Museum darf als Ergebnis gelungener Zusammenarbeit zwischen dem Heimatverein Buoch e.V. als Triebfeder des gesamten Projektes, der Arbeitsstelle für literarische Museen, Archive und Gedenkstätten in Marbach a. N. und dem Landesdenkmalamt betrachtet werden. Es verdient in jedem Fall die Aufmerksamkeit – und fördernde Unterstützung – einer breiteren Öffentlichkeit, der das landschaftlich reizvoll gelegene Museum ruhigen Gewissens als Ausflugsziel empfohlen sei.

Die Öffnungszeiten des Museums im „Hirsch“, Eduard-Hiller-Straße 6, Remshalden-Buoch, sind: Samstags von 14.00 bis 16.00 und sonntags von 10.00 bis 12.00 bzw. von 14.00 bis 16.00 Uhr. (In besonderen Fällen auch nach Vereinbarung mit der Gemeindeverwaltung Remshalden, Telefon [07 51] 70 04 40).

*

Deutsch-französisches Kolloquium in Karlsruhe am 20. 2. 1987.

Für die römische Geschichte unseres Landes von besonderer Bedeutung ist die Anwesenheit der Legio VIII Augusta in Straßburg, dem römischen Argentorate. In zahllosen Inschriften aus dem Limesgebiet sind uns die Soldaten der 8. Legion in den verschiedensten Funktionen und militärischen Rängen bekannt. Centurionen (Hauptleute) der 8. Legion befehligten kleinere Truppeneinheiten in den Kastellen des oberger-



ZIEGEL MIT STEMPEL DER VIII. LEGION

manischen Limes, zahlreiche Soldaten treten als Benefiziarier (Straßensoldaten) an wichtigen Limesorten hervor.

Obschon jüngste wissenschaftliche Studien sich mit der Geschichte der Legio VIII Augusta intensiv beschäftigt haben, sind die Anfänge der Truppenstationierung in Straßburg noch weitgehend unbekannt. Auch die zeitliche Einordnung der umfangreichen Bautätigkeit, welche die Straßburger Legion im gesamten Limesgebiet vorgenommen hat, und die durch zahlreiche mit dem Truppenstempel versehene Bauziegel zu belegen ist, konnte im einzelnen noch nicht geklärt werden.

Gerade von dem vielfältigen Ziegelstempelmateriale, das uns diese Legion an verschiedenen Orten hinterlassen hat, erhofft man sich Aufklärung über die „innere Chronologie“ der OCTAVA AVGVSTA. Die Aufarbeitung der Ziegelstempel ist Gegenstand eines Forschungsprojektes, das die französischen Kollegen Dr. François Bérard und Dr. Michel Reddé von der Ecole Normale Supérieure in Paris durchführen. Ausgehend von umfangreichen Ziegelstempelfunden aus neueren Grabungen im römischen Legionslager von Mirebeau (nordöstlich von Dijon), das zeitweise als Standort der Legio VIII Augusta bzw. ihrer Vexillation (Detachement) gedient hat, versuchen sie, das neugefundene Ziegelstempelmateriale in die bisherigen chronologischen Vorstellungen einzupassen. Wichtig hierfür ist der Vergleich der Ziegelstempel aus Mirebeau mit denjenigen aus dem späteren

Standort der 8. Legion in Straßburg und den Ziegelstempeln aus dem gesamten Limesgebiet.

Im Rahmen eines kleinen Kolloquiums, das am 20. Februar 1987 in der Außenstelle Karlsruhe des Landesdenkmalamtes Baden-Württemberg unter Beteiligung namhafter Kollegen der provincialrömischen Forschung aus Deutschland durchgeführt wurde, ließen sich die mit den Neufunden von Mirebeau aufgetretenen Fragestellungen diskutieren. Dabei stellte sich heraus, daß die insgesamt etwa 700 Ziegelstempel aus dem französischen Fundort eine eigenständige Stempelgruppe darstellen, die sich klar gegen das Ziegelstempelvorkommen von Straßburg und dem Limesgebiet abgrenzen lassen. Wichtig für das Enddatum des Legionslagers von Mirebeau ist die Datierung der in Straßburg gefundenen Ziegelstempelvarianten, deren bisheriger zeitlicher Ansatz zu berichtigen ist. Nach einer aus Straßburg vorliegenden Stratigraphie gehören die dort geborgenen Stempel der 8. Legion an den Beginn des 2. Jh. n. Chr. Dies würde bedeuten, daß die Legion noch bis zu diesem Zeitpunkt in ihrem Legionslager Mirebeau gestanden haben könnte. Allerdings wird der Limesausbau gerade von Straßburg aus offensichtlich schon seit flavischer Zeit (um 75 n. Chr.) vorangetrieben.

Die Frage stellt sich, welche Legion in der Zwischenzeit tatsächlich in Straßburg stationiert war, oder ob die sich abzeichnende Lücke lediglich das Ergebnis einer Fehldatierung bisher vor-

Buchbesprechungen

liegender archäologischer Aufschlüsse ist. Für die Chronologie der Legion am Standort in Straßburg ist die Datierung der dort gefundenen Stempelvarianten von Bedeutung. Diese kann bisher nur durch Vergleichsmaterial aus datierten Plätzen im Limesgebiet zeitlich gefaßt werden.

Nach Darlegungen der französischen Ausgrabungsbefunde und der sich daran anknüpfenden Diskussion wurde in einem zweiten Teil des Kolloquiums das von den Teilnehmern aus eigenen Grabungen geborgene Ziegelstempelmaterial der 8. Legion vorgelegt. Die Aussprache hierüber führte zu folgendem Ergebnis: Bisher lassen sich sieben Ziegelstempelgruppen der 8. Legion im groben chronologisch fassen: 1. Stempel aus Mirebeau (flavisch-trajanisch?); 2. Stempel aus dem Wagbachkastell bei Hambrücken, Kr. Karlsruhe (flavisch); 3. Stempel von der Saalburg usw. (spät-hadrianisch); 4. Stempel vom vorderen Limes, wie z. B. Osterburken u. a., sog. Limesvorverlegungsgruppe (um die Mitte des 2. Jh. n. Chr.); 5. Stempel aus dem Kastell Niederbieber, dem sog. Niederbieberhorizont (Ende 2. bis Anfang 3. Jh. n. Chr.); 6. Stempel mit Beinamen Antoniniana u. a. aus dem Limeskastell Eczell; 7. Stempel aus Breisach bzw. Köln-Deutz (4. Jh. n. Chr.).

Die Aussprache in Karlsruhe hat gezeigt, daß ein in der römischen Archäologie bestehendes Detailproblem in einer kleinen Gruppe von mit dem Thema vertrauten Fachleuten zwar nicht einer endgültigen Klärung, aber doch einer besseren Problemdefinition und Abstimmung des weiteren wissenschaftlichen Vorgehens zugeführt werden kann. Ergebnis ist darüber hinaus ein besseres Verständnis der archäologischen Fragestellungen, aber auch der denkmalpflegerischen Probleme in dem jeweils anderen Land, das die Archäologen zusammenrücken und ihre Fragestellungen besser lösen läßt.

Egon Schallmayer

Die Inschriften des Landkreises Ludwigsburg. Die Deutschen Inschriften, Band 25, Heidelberger Reihe, 9. Band. Gesammelt und bearbeitet von Anneliese Seeliger-Zeiss und Hans-Ulrich Schäfer. 523 Seiten, 69 Tafeln, 170 Abbildungen, 1 Karte. Dr. Ludwig Reichert Verlag, Wiesbaden 1986.

Besondere Aufmerksamkeit genießen die älteren Inschriften zu Recht, sind sie doch in aller Regel Bestandteil eines Kulturdenkmals, dessen Botschaft sie wörtlich vortragen. Als Signaturen des Künstlers, als Bauinschriften und Datierungen ordnen sie das Werk von Anfang an in den Gang der Geschichte ein und tragen zu seiner Erscheinung bei. Ihre Bewahrung ist daher ein denkmalpflegerisches Anliegen, denn an der Oberfläche der Bauwerke gelegen, teilen die Inschriften deren Geschick.

In der Reihe „Die Deutschen Inschriften“ erschien jetzt deren 25. Band, ein kleines Jubiläum somit, das um so mehr Würdigung und Erörterung an dieser Stelle verdient, als mit diesem, dem neunten Band der Heidelberger Reihe, ein weiterer Landkreis in Baden-Württemberg vorzüglich bearbeitet vorliegt.

Die von mehreren deutschen Akademien und der Österreichischen Akademie der Wissenschaften herausgegebene Edition der mittelalterlichen und frühneuzeitlichen Inschriften-Überlieferung im deutschen Sprachbereich hatte, nach einer längeren Vorbereitungszeit, 1942 in Heidelberg ihren Anfang genommen, und ungeachtet eines nach dem Ende des 2. Weltkrieges sehr verzögerten Neubeginns konnte seither mit den Bänden der Inschriften ehem. nordbadischer Kreise eine großflächige, d. h. der Vergleichbarkeit der Ergebnisse ungemein dienliche Aufarbeitung des Materials erreicht werden. Mit dem jetzt vorliegenden Band zum Landkreis Ludwigsburg ist erstmals ein allein württembergisches Gebiet bearbeitet worden. Seine Verfasser sind Anneliese Seeliger-Zeiss und Hans-Ulrich Schäfer.

Mit 680 Katalognummern ist der Inschriftenbestand des Landkreises Ludwigsburg überaus ansehnlich. Die besonderen geschichtlichen Umstände dieser Region haben es mit sich gebracht, daß lediglich 18 Inschriften aus der Zeit vor 1300 nachweisbar sind, und

acht davon sind ohnehin nur abschriftlich überliefert. Hoch ist auch die Verluste an frühneuzeitlichen Inschriften in den Städten, hingegen war die „Ausbeute“ in den Kirchen ehemals ritterschaftlicher Dörfer um so größer. Angesichts des geringen Umfangs einschlägiger Literatur sahen sich die Bearbeiter zu einer grundsätzlichen Neuaufnahme genötigt. In deren Ergebnis können beachtliche Neuentdeckungen wie die Grabplatte der Nonne Hailwigis aus Kloster Steinheim, gest. 1305, vorgestellt werden. (Die Platte ist in der Steinheimer Martinskirche inzwischen angemessen aufgestellt worden.)

Der eigentlichen Wiedergabe und den technischen Angaben zur Inschrift, die den Kern der Bearbeitung bilden – hier sichert die seit 1977 festgelegte Vereinheitlichung der Editionsgrundsätze die leichte Benutzbarkeit über den Einzelband hinaus – folgt ein das jeweilige Denkmal kommentierender, im Wortsinne wirklich aufschlußreicher Text. Die Summe dieser Kommentare findet sich in den einleitenden Kapiteln zur inschriftlichen Überlieferung, der Verbreitung und Ausprägung des Bestandes. Von besonderem Interesse sind hierunter die „kunsthistorischen Bemerkungen“ (S. XXXIII-XL), in denen, fast beiläufig, manches notiert ist, was künftig in Arbeiten zur Kunstgeschichte Neckarschwabens zu beachten sein wird. Zu nennen seien hier die begründeten Frühdatierungen für die Kirchen in Markgröningen (St. Bartholomäus) und Bietigheim (St. Peter), Belege für die führende Rolle der Straßburger Spätgotik im Bearbeitungsgebiet oder die Erkenntnisse zur Produktion des Leonberger „Großbetriebes“ von Jeremias Schwarz (ca. 1555–1621). Kunstgeschichtliche Vergleichsarbeit kommt schließlich der Auflösung von Meistermonogrammen zugute.

Von besonderem Wert, schon deshalb, weil nicht alle Denkmale abgebildet werden, erscheint das Vorhaben, in der Begriffsvielfalt der größten Inschriftengruppe, der der Grabsteine, Ordnung zu stiften; mit guten Gründen haben die Bearbeiter funktionsbezogene Begriffe gewählt: als Grabplatten werden rechteckige Deckplatten von Gräbern und Gräften, doch auch von Hochgräbern bezeichnet, unterschieden von den

Grabdenkmälern, den aufwendigen steinernen oder hölzernen Epitaphen. Erschlossen wird der Band durch ein erfreulich breit angelegtes Register, das auch eine Tafel der Steinmetzzeichen umfaßt.

In mancher Hinsicht wird der Benutzer des Bandes sein Bild des älteren Denkmalbestandes im Kreis wiederfinden und vertiefen können, doch folgt die Verbreitung von Inschriften eigenen Gesetzen: so hat sich z. B. eine der für das mittlere Neckarland typischen Denkmalgruppen, der Fachwerkbau nämlich, weitgehend der Beschriftung versagt. Und schließlich ist die Bearbeitungsgrenze, die Entstehungszeit bis zum Jahr 1650, der Grund, daß kein einziges Denkmal der Kreis- und ehemaligen Residenzstadt Ludwigsburg Aufnahme finden konnte. Mag sein, daß aus gleicher Ursache heraus die Spruchformel „Halt inne, Wanderer“ fehlt, doch mögen jedenfalls hier einige der Inschriften, die beim Durchblättern auffallen, genannt sein: die neue, plausible Lesart der Bauinschrift des Hans von Sachsenheim in Großsachsenheim (Nr. 155; 1493), die Tiefenangabe des ehem. Brunnens der Franziskaner auf dem Frauenberg in Bönnigheim (Nr. 163; 15. Jh.), chronikalische Notizen auf der Außenwand der Kirche in Erdmannshausen (Nr. 205; 1510-1634) oder die Grabinschrift der Hanna, geb. Hornmold, die diese als „Lerche Christi“ rühmt, in der Peterskirche von Bietigheim (Nr. 384, 1581).

In der gelehrten Unternehmung der „Deutschen Inschriften“ war von Anfang an eine Fixierung auf die spezielle Epigraphik vermieden worden. Denn gerade in der inhaltlichen Aufarbeitung der Texte und in den Angaben zum Inschriftträger, häufig einem Bauwerk, ergaben sich Erkenntnisse, die der Inschriftenpublikation die Aufmerksamkeit der philologisch und historisch interessierten Öffentlichkeit sichern konnten. So sind diese Bände nicht weniger für den Denkmalpfleger zu einem willkommenen Hilfsmittel bei der genaueren Kenntnis und Bewertung des Bestandes geworden, zumal im Blick auf den Nachholbedarf an „großer“ Inventarisierung (auch in Baden-Württemberg) mancherlei Auskünfte von ihnen zu erwarten sind.

Instrumentarium und Zielsetzung der „Deutschen Inschriften“ unterscheiden sich jedoch grundsätzlich von der Inventarisierung der Kunstdenkmale. Von den Schriftformen ganz abgesehen: der Kommentarteil in den Bänden der Inschriftenreihe bringt vieles, das im Inventar alter und neuerer Prägung keinen Platz haben kann, und umgekehrt fehlen naturgemäß grundsätzliche Aussagen zum Bauwerk und dessen topographischer Einbindung dort, wo sich das Augenmerk vorzugsweise auf die einzelne Inschrift richtet. Künftig wird bei der „großen“ Inventarisierung – auch in Hinsicht anderer Korpusunternehmen – darüber nachzudenken sein, wie eine doppelte Publikation gleichen Materials unter Wahrung der grundsätzlichen Systematik des klassischen Inventars zu vermeiden sein wird. Für dieses erscheinen z. B. die Bauinschriften unentbehrlich, und dies nicht nur wegen ihrer Funktion als Fixpunkte der Baugeschichte: vielmehr kommt ihrem Ort im Bauegefüge häufig genug ein Rang zu, der als Teil des künstlerischen Entwurfs im Inschriftenkorpus kaum erörtert werden kann. Gar nicht selten und noch bei öffentlichen Bauten des frühen 20. Jahrhunderts ist eine besondere Vorliebe für in die Fassade „hineinkomponierte“ Schriften zu bemerken. Für die Wiedergabe von Inschriften im Inventar kann das in den „Deutschen Inschriften“ gebrauchte System übrigens nur empfohlen werden; die früher übliche Annäherung an das „Bild“ der Inschrift mit Hilfe spezieller Schrifttypen des Buchdruckers gehört der Vergangenheit an.

Unbestritten wird die Inventarisierung angesichts des angewachsenen Denkmalsbegriffes ihre Beschreibungen im Zaum halten müssen, was vielfach den Verzicht auf das volle Zitat von Inschriften zweiten Ranges einschließen wird.

Was aber geschieht nun mit der Fülle der inschriftlichen Zeugnisse, die, weder lokal- noch personalgeschichtlich von Belang, nach der genannten Zeitgrenze von 1650 entstanden sind? Gerade im 18. Jahrhundert wandeln sich die Texte der Grabsteine zu höchst individuellen Aussagen, deren Verhältnis zur zeitgenössischen Literatur weithin unerforscht ist. Ohne Ansehen irgendwel-

cher Entstehungszeiten treiben Luftverschmutzung und saurer Regen gegenwärtig diese Denkmälergruppe, sofern sie nicht unter Dach aufgestellt werden kann, in den völligen Verlust hinein. Hier ist nicht nur den Gemeinden oder den ausführenden Denkmalpflegern, sondern auch den Einrichtungen, die sich aus denkmalpflegerischer wie auch philologischer Sicht der Bestandsforschung verschrieben haben, ein Aufgabenfeld erwachsen, das kein Abwarten mehr zuläßt: gewünscht werden muß nach Lage der Dinge daher für Inventarisierung wie für die Inschriftenaufnahme ein hinlänglicher Spielraum, der insbesondere solche unmittelbar gefährdeten Kulturdenkmale in die Erfassung einzubeziehen erlaubt. Deren Gewicht als Geschichtsquelle festzustellen, ihnen Arbeitskraft zuzuwenden oder zu versagen, wird stets in der wissenschaftlichen Verantwortung des Bearbeiters liegen.

Selten nur werden es die Umstände erlauben, daß eine monumentale Inschrift wie die am Wohnhaus des Vogtes auf dem Egartenhof, Stadt Sachsenheim (Nr. 344; 1571), zugunsten des Originals und der gesamten Erscheinung des Bauwerks durch eine Kopie ersetzt wird. Dabei ist stets die Frage nach der Notwendigkeit der Kopie (im Sinn der Ergänzung eines Ganzen) ein schwieriger Punkt des denkmalpflegerischen Abwägens. Hinsichtlich der Inschriften stellt die hier vorgestellte Veröffentlichung dafür Entscheidungshilfen bereit.

Peter Findeisen

*

**Stefan Hammer und Ralf Arbogast:
Alte Bahnhöfe in Württemberg.**

Edition Erdmann im K. Thienemanns Verlag, Stuttgart 1987. 125 S., zahlreiche Abb.

Als „eine Heimatkunde aus der Sicht des Bahnreisenden“ wird dieses nobel gestaltete und reichillustrierte Buch im Klappentext bezeichnet; und diesen Anspruch vermag es auf weite Strecken auch zu erfüllen. Rund drei Fünftel der 125 Seiten sind 25 „Bahnhofsporträts“ vorbehalten. Diese sind nach Regionen zusammengefaßt worden, so daß das Bemühen um landschaftstypisches Bauen deutlich wird. Ein Plan mit der Ein-

zeichnung der behandelten Bahnhöfe würde das Auffinden allerdings erheblich erleichtern und so ein „Nachreisen“ ermöglichen. Je nach der Bedeutung (und dem zur Verfügung stehenden Material) wird jeder Bahnhof auf 2 bis 5 Seiten vorgestellt. Der Text erzählt von der Geschichte des jeweiligen Ortes, der Eisenbahnstrecke und des Bahnhofsgebäudes, ergänzt durch Anekdoten, Plaudereien, Hinweise auf den heutigen Zustand und auf konservatorische Bemühungen sowie bisweilen einige mehr oder weniger versteckte Seitenhiebe auf die Bundesbahn als Besitzerin. Ansichten nach historischen Planzeichnungen, bei langgestreckten Bauten großzügig auf zwei Seiten wiedergegeben, wecken mehr als nostalgisches Interesse. Hinzu treten Abbildungen nach historischen und (meist farbigen) heutigen Fotos.

Eingeleitet wird das Buch durch ein Kapitel über die Entwicklung der württembergischen Eisenbahn, dem die reizvolle poetische Auseinandersetzung über die Eisenbahn zwischen J. Kerner und G. Keller vorangestellt ist. Diese beiden Dokumente geben, zusammen mit einigen weiteren abgedruckten staatlichen Erlassen und Aussagen von Zeitgenossen, einen lesenswerten Einblick in die Gedanken, Wünsche und Befürchtungen, die im 19. Jahrhundert dem neuen, das Leben tiefgreifend verändernden Verkehrsmittel entgegengebracht wurden. Den Bezug zur Gegenwart stellt das Kapitel „Bahnhöfe und Denkmalschutz“ mit einem Appell für die Erhaltung der noch vorhandenen Bahnhofsgebäude her.

So weit, so gut. Ein kritischer Leser, der über die anregenden Plaudereien hinaus sich eingehender mit dem Thema beschäftigen will, wird jedoch bald merken, daß die fachliche Basis dieses Buches relativ schmal ist, und ihm werden gewisse Unsicherheiten im Umgang mit historischen Fakten und Materialien nicht verborgen bleiben. Bei der Betrachtung und der Analyse der einzelnen Bauten erscheint bisweilen das Engagement größer als die Kenntnisse. Das ist schon am Titel dieses Buches „Alte Bahnhöfe in Württemberg“ zu erkennen. Der Begriff „Bahnhof“ umfaßt seit jeher *alle* Anlagen, die der Personen- und Güterbeförderung dienen, ein-

schließlich der zugehörigen Werkstätten. Die hier behandelten Gebäude sind nur ein – wenn auch sehr repräsentativer – Teil davon, nämlich die Empfangsgebäude für den Personenverkehr, in Württemberg bis 1920 treffend „Verwaltungsgebäude“ genannt, denn in ihnen wurde der ganze Bahnbetrieb verwaltet und in Gang gehalten. Dies einmal begriffen, hätte es z. B. der Bemerkung auf S. 82 nicht bedurft, Morlok habe den Bau (Gmünd) so „großzügig bemessen, daß auch Post- und Telegrafestation darin Platz fanden“, denn das war nichts Besonderes, sondern schlicht der Normalfall. Die Chance, die Empfangsgebäude einzubinden in den Organismus eines Bahnbetriebes und sie gleichzeitig als Teil eines faszinierenden Ganzen zu sehen und damit Verständnis zu erwecken für die vielen weiteren Bauten und Anlagen, die einen Bahnbetrieb erst möglich und für den Laien nachvollziehbar machen, wurde leider vertan. Um die Funktion eines Verwaltungsgebäudes zu zeigen, wäre die Wiedergabe wenigstens eines

Grundrisses notwendig gewesen. Die abgebildeten Ansichtszeichnungen entstammen häufig nicht den Baueingabep länen, sondern sind Aufmaße nach der Erstellung der Gebäude, um für spätere Reparaturen geeignete Grundlagen zur Verfügung zu haben. Wenn dieses nicht erwähnt wird, wird der unkundige Leser beispielsweise annehmen, der Bahnhof in Hirsau sei erst 1916 und nicht schon mit der Errichtung der Strecke 1874 erbaut worden. Von Cannstatt wird nur der jetzt noch stehende Bau von 1921 abgebildet, obwohl hier „der erste Bahnhof in Württemberg“ angekündigt wird. – Diese und eine ganze Reihe weiterer Ungenauigkeiten können die Freude an diesem Buch schon in Grenzen halten. Das ist schade, weil das Thema sehr reizvoll ist und gerade den Laien auf Dinge aufmerksam macht, an denen er bisher achtlos vorüberging. Völlig verblüfft hat mich die Bemerkung (S. 9) über Dampflokomotiven im Urteil des endenden 18. (!) Jahrhunderts. Den Autoren sei der Blick in ein Lexikon empfohlen. *Volker Osteneck*

Quellennachweis für die Abbildungen

(Die Zahlenangaben verweisen auf die Seiten)

Fotografien stellten zur Verfügung:

J. Cramer, Darmstadt 153, 154;
 J. Feist, Pliezhausen Titelbild;
 R. Hekeler, Rottweil 148–150;
 Maisenhälder, Bad Wimpfen 123 Abb. 4;
 Restauratorenvereinigung Kleinert, Karlsruhe 122, 126 Abb. 10, 127 Abb. 11, 12;
 H. Vaculik, Widdern 138–141;

LDA-Karlsruhe 123 Abb. 3, 124–126 Abb. 9, 127 Abb. 13, 128–130, 137, 157;
 LDA-Stuttgart 131–136, 142, 152
 (Foto: J. Wilhelm), 156.

Die Zeichnungen lieferten:

H. Günther, Gerbrunn 143–147;
 Zeichenbüro Mikiffer + Partner, Karlsruhe 125 Abb. 8.

Veröffentlichungen des Landesdenkmalamtes

Sämtliche Veröffentlichungen können nur durch den Buchhandel bezogen werden.

Forschungen und Berichte der Bau- und Kunstdenkmalpflege in Baden-Württemberg Deutscher Kunstverlag

Band 1 (vergr.)

Peter Breiting
Hans Detlev Kammeier
Gerhard Loch

Tübingen
Erhaltende Erneuerung eines Stadtkerns

München/Berlin 1971

Band 2

Reinhard Lieske (vergr.)

Protestantische Frömmigkeit im Spiegel der kirchlichen Kunst des Herzogtums Württemberg

München/Berlin 1973

Band 3 (vergr.)

*Stadtkern Rottweil
Bewahrende Erneuerung von Struktur, Funktion und Gestalt*

München/Berlin 1973

Band 4 (vergr.)

Heinz Althöfer
Rolf E. Straub
Ernst Willemsen

Beiträge zur Untersuchung und Konservierung mittelalterlicher Kunstwerke

München/Berlin 1974

Band 5

*Der Altar des 18. Jahrhunderts
Das Kunstwerk in seiner Bedeutung und als denkmalpflegerische Aufgabe*

München/Berlin 1978

Band 6

Historische Gärten und Anlagen als Aufgabengebiet der Denkmalpflege

Verlag Ernst Wasmuth
Tübingen 1978

Die Kunstdenkmäler in Baden-Württemberg Deutscher Kunstverlag

Die Kunstdenkmäler des ehemaligen Oberamts Ulm – ohne die Gemarkung Ulm

Bearbeitet von
Hans Andreas Klaiber
und
Reinhard Wortmann
München/Berlin 1978

Die Kunstdenkmäler des Stadtkreises Mannheim

Bearbeitet von
Hans Huth,
mit Beiträgen von
E. Gropengießer,
B. Kommer,

E. Reinhard,
M. Schaab
München/Berlin 1982

Adolf Schahl,
Die Kunstdenkmäler des Rems-Murr-Kreises
München/Berlin 1983

Arbeitshefte des Landesdenkmalamtes BW

Konrad Theiss Verlag
Heft 1

Richard Strobel und
Felicitas Buch

Ortsanalyse
Stuttgart 1986

Ortskernatlas Baden-Württemberg Landesdenkmalamt Landesvermessungsamt

Heft 2.1. Ladenburg

Stuttgart 1984

Heft 1.1. Esslingen a. N.

Stuttgart 1985

Heft 1.2. Schwäbisch

Gmünd

Stuttgart 1985

Heft 1.3. Schwäbisch

Hall

Stuttgart 1986

Heft 1.4. Leonberg

Stuttgart 1986

Heft 1.5. Herrenberg

Stuttgart 1986

Heft 1.6. Waiblingen

Stuttgart 1987

Forschungen und Berichte der Archäologie des Mittelalters in Baden-Württemberg

Vertrieb:

Verlag Ernst Wasmuth

Tübingen

Band 1

Günter P. Fehring
*Unterregenbach
Kirchen, Herrnsitz,
Siedlungsbereiche*

Stuttgart 1972

Band 2

Antonin Hejna
*Das „Schlößle“
zu Hummertsried
Ein Burgstall des
13. bis 17. Jahrhunderts*

Stuttgart 1974

Band 3

Barbara Scholkmann
*Sindelfingen/
Obere Vorstadt
Eine Siedlung des hohen
und späten Mittelalters*

Stuttgart 1978

Band 4

Forschungen und Berichte der Archäologie des Mittelalters in Baden-Württemberg
Stuttgart 1977

Band 5

Hans-Wilhelm Heine
Studien zu Wehranlagen zwischen junger Donau und westlichem Bodensee
Stuttgart 1979

Band 6

Forschungen und Berichte der Archäologie des Mittelalters in Baden-Württemberg
Stuttgart 1979

Band 7

Forschungen und Berichte der Archäologie des Mittelalters in Baden-Württemberg
Stuttgart 1981

Band 8

Forschungen und Berichte der Archäologie des Mittelalters in Baden-Württemberg
Stuttgart 1983

Band 9

Volker Roeser und
Horst-Gottfried Rathke
St. Remigius in Nagold
Tübingen 1986

Fundberichte aus Baden-Württemberg

E. Schweizerbart'sche
Verlagsbuchhandlung
(Nägele u. Obermüller)

Band 1 Stuttgart 1974

Band 2 Stuttgart 1975

Band 3 Stuttgart 1977

Band 4 Stuttgart 1979

Band 5 Stuttgart 1980

Band 6 Stuttgart 1981

Band 7 Stuttgart 1982

Band 8 Stuttgart 1983

Band 9 Stuttgart 1984

Band 10 Stuttgart 1986

Forschungen und Berichte zur Vor- und Frühgeschichte in Baden-Württemberg

Kommissionsverlag
Konrad Theiss Verlag

Band 1

Rolf Dehn
Die Urnenfelderkultur in Nordwürttemberg

Stuttgart 1972

Band 2

Eduard M. Neuffer
Der Reihengräberfriedhof von Donzdorf (Kreis Göppingen)

Stuttgart 1972

Band 3

Teil 1: Robert Koch
Das Erdwerk der Michelsberger Kultur auf dem Hetzenberg bei Heilbronn-Neckargartach

Teil 2: Alix Irene Beyer
Die Tierknochenfunde
Stuttgart 1972

Band 4

Teil 1: Gustav Riek
Das Paläolithikum der Brillenhöhle bei Blaubeuren (Schwäbische Alb)
Stuttgart 1973

Teil 2:

Joachim Boessneck
Angela von den Driesch
Die jungpleistozänen Tierknochenfunde aus der Brillenhöhle
Stuttgart 1973

Band 5

Hans Klumbach
Der römische Skulpturenfund von Hausen an der Zaber (Kreis Heilbronn)
Stuttgart 1973

Band 6

Dieter Planck
*Aræ Flaviae I
Neue Untersuchungen zur Geschichte des römischen Rottweil*
Stuttgart 1975

Band 7

Hermann Friedrich Müller
Das alamannische Gräberfeld von Hemmingen (Kreis Ludwigsburg)
Stuttgart 1976

Band 8

Jens Lüning
Hartwig Zürn
*Die Schussenrieder Siedlung im „Schlößlesfeld“
Markung Ludwigsburg*
Stuttgart 1977

Band 9

Klemens Scheck
*Die Tierknochen aus dem jungsteinzeitlichen Dorf Ehrenstein (Gemeinde Blaustein, Alb-Donau-Kreis)
Ausgrabung 1960*
Stuttgart 1977

Band 10

Peter Paulsen
Helga Schach-Dörge
Das alamannische Gräberfeld von Giengen an der Brenz (Kreis Heidenheim)
Stuttgart 1978

Band 12

Ursula Koch
Die fränkischen Gräberfelder von Barga und Berghausen in Nordbaden
Stuttgart 1982

Band 13

Mostefa Kokabi
*Aræ Flaviae II
Viehhaltung und Jagd im römischen Rottweil*
Stuttgart 1982

Band 14

U. Körber-Grohne,
M. Kokabi, U. Piening,
D. Planck
Flora und Fauna im Ostkastell von Welzheim
Stuttgart 1983

Band 15

Christiane Neuffer-Müller
Der alamannische Adelsbestattungsplatz und die Reihengräberfriedhöfe von Kirchheim am Ries (Ostalbkreis)
Stuttgart 1983

Band 16

Eberhard Wagner
Das Mittelpaläolithikum der Großen Grotte bei Blaubeuren (Alb-Donau-Kreis)
Stuttgart 1983

Band 17

Joachim Hahn
Die steinzeitliche Besiedlung des Eselsburger Tales bei Heidenheim
Stuttgart 1984

Band 18

Margot Klee
*Aræ Flaviae III
Der Nordvicus von Aræ Flaviae*
Stuttgart 1986

Band 19

Udelgard Körber-Grohne
Hansjörg Küster
Hochdorf I
Stuttgart 1985

Band 20

*Studien zu den Militärgrenzen Roms III
Vorträge des 13. Internationalen Limeskongresses, Aalen 1983*
Stuttgart 1986

Band 21

Alexandra von Schnurbein
Der alamannische Friedhof bei Fridingen an der Donau (Kr. Tuttlingen)
Stuttgart 1987

Band 22

Gerhard Fingerlin
Dangstetten I
Stuttgart 1986

Band 23

Claus Joachim Kind
Das Felsställe
Stuttgart 1987

Materialhefte zur Vor- und Frühgeschichte in Baden-Württemberg

Kommissionsverlag
Konrad Theiss Verlag

Heft 1, 1982 Heft 6, 1985

Heft 3, 1985 Heft 7, 1985

Heft 4, 1984 Heft 8, 1986

Heft 5, 1985 Heft 9, 1987

Heft 10, 1987

Die Dienststellen des Landesdenkmalamtes

Das Landesdenkmalamt ist Landesoberbehörde für Denkmalschutz und Denkmalpflege mit Sitz in Stuttgart; die örtlich zuständigen Referate der Fachabteilungen Bau- und Kunstdenkmalpflege (I) und Archäologische Denkmalpflege (II) sind nach dem Zuständigkeitsbereich der Regierungspräsidien jeweils in Außenstellen zusammengefaßt.

Hauptaufgaben des Landesdenkmalamtes als Fachbehörde sind: Überwachung des Zustandes der Kulturdenkmale; fachkonservatorische Beratung der Denkmalschutzbehörden (Landratsämter; Untere Baurechtsbehörden; Regierungspräsidien; Innenministerium), Beteiligung als Träger öffentlicher Belange und Planungsberatung zur Wahrung denkmalpflegerischer Belange insbesondere bei Ortsplanung und Sanierung; Beratung der Eigentümer von Kulturdenkmalen und Betreuung von Instandsetzungsmaßnahmen; Gewährung von Zuschüssen für Erhaltungsmaßnahmen; Bergung von Bodenfunden aus vor- und frühgeschichtlicher Zeit und dem Mittelalter; planmäßige Durchführung und Auswertung von archäologischen Ausgrabungen; Pflege nichtstaatlicher Archive; wissenschaftliche Erarbeitung der Grundlagen der Denkmalpflege und Erforschung der vorhandenen Kulturdenkmale (Inventarisierung).

Alle Fragen in Sachen der Denkmalpflege und des Zuschußwesens sind entsprechend bei der für den jeweiligen Regierungsbezirk zuständigen Dienststelle des LDA vorzutragen.

Landesdenkmalamt Baden-Württemberg

Amtsleitung, Abteilungsleitung, Verwaltung, Inventarisierung, Öffentlichkeitsarbeit, Technische Dienste
Mörikestraße 12, 7000 Stuttgart 1, Telefon (07 11) 6 47-1

Dienststelle Stuttgart

(zuständig für den
Regierungsbezirk Stuttgart)

Bau- und Kunstdenkmalpflege

Zentrale Planungsberatung
Zentrale Restaurierungsberatung
Mörikestraße 12
7000 Stuttgart 1
Telefon (07 11) 6 47-1

Archäologische Denkmalpflege

Abteilungsleitung
Archäologische Zentralbibliothek
Silberburgstraße 193
7000 Stuttgart 1
Telefon (07 11) 6 47-1

Archäologie des Mittelalters

Silberburgstraße 193
7000 Stuttgart 1
Telefon (07 11) 6 47-1

Außenstelle Karlsruhe

(zuständig für den
Regierungsbezirk Karlsruhe)

Karlstraße 47
7500 Karlsruhe
Telefon (07 21) 1 35 53 11

Amalienstraße 36
7500 Karlsruhe 1
Telefon (07 21) 1 35 53 00

Archäologie des Mittelalters

Karlstraße 47
7500 Karlsruhe
Telefon (07 21) 1 35 53 11

Außenstelle Freiburg

(zuständig für den
Regierungsbezirk Freiburg)

Sternwaldstraße 14
7800 Freiburg/Br.
Telefon (07 61) 2 05 27 68

Marienstraße 10a
7800 Freiburg/Br.
Telefon (07 61) 2 05 27 81

Archäologie des Mittelalters

Marienstraße 10a
7800 Freiburg/Br.
Telefon (07 61) 2 05 27 81

Außenstelle Tübingen

(zuständig für den
Regierungsbezirk Tübingen)

Schönbuchstraße 14
7400 Tübingen-Bebenhausen
Telefon (0 70 71) 60 20

Schloß, Fünfeckturm
7400 Tübingen
Telefon (0 70 71) 28 21 07

Archäologie des Mittelalters

Hagellocher Weg 71
7400 Tübingen
Telefon (0 70 71) 4 11 21